

**Karol Kollinger: Polityka wschodnia Bolesława Chrobrego (992-1025).** [Die Ostpolitik Bolesławs des Tapferen (992-1025).] Chronicon. Wrocław 2014. 524 S. ISBN 978-83-938172-6-9. (PLN 50,-)

Dieses Buch, das aus der Dissertation des Vf. entstanden ist, untersucht die politischen Beziehungen des polnischen Fürsten Bolesław des Tapferen (Chrobry) mit seinen östlichen Nachbarn, insbesondere der Rus', an der Jahrtausendwende. Karol Kollinger hat sich zur Aufgabe gestellt, die einschlägigen lateinischen und kirchenslawischen Quellen sorgfältig auszuwerten, um erstmals die verschiedenen Theorien der entsprechenden Forschung systematisch zu überprüfen. Wichtig sei insbesondere, die Quellen einer Kritik ihrer inneren Merkmale zu unterwerfen und die handschriftliche Überlieferung zu berücksichtigen sowie solchen Quellen, die in zeitlicher Nähe zu den Ereignissen verfasst wurden, den Vorrang zu geben. Eines von K.s Hauptzielen ist es, durch die erneute Durchsicht aller Quellen unterscheiden zu können, welche Feststellungen der Forschung in die „Sphäre der Hypothesen“ gehören und welche zu den „Hypothesen, die in Anlehnung an früher gestellte Hypothesen formuliert wurden“. Erst nach dieser kritischen Durchsicht sei es möglich, zu „Feststellungen, die weniger hypothetisch sind“, zu gelangen (S. 10).

Die Studie beginnt mit der Ostpolitik Bolesławs des Tapferen in den Jahren 992-1015, insbesondere dessen Beziehungen zu Vladimir von Kiew, und mit der Heirat von Swjato-pol, dem Sohn Vladimirs, mit einer Tochter Bolesławs. Hierauf folgt eine detailreiche Analyse der Rolle des Missionars Brun von Querfurt am Hofe Bolesławs und eine Untersuchung des politischen Rahmens und der Ereignisse, die im Zusammenhang mit Bolesławs Feldzug nach Kiew im Jahr 1018 stehen. Abgerundet wird dieser Abschnitt mit einer Einschätzung von Bolesławs Politik gegenüber der Rus', Schweden und den Petschenegen in den Jahren 1018-1025.

Der Vf. berücksichtigt gelegentlich nicht nur die schriftliche Überlieferung, sondern auch die archäologische Forschung. Zum Beispiel befasst er sich mit der möglichen Lokalisierung der Červenischen Burgen, die der altrussischen Nestor-Chronik zufolge 1018 von Bolesław auf seiner Rückkehr von Kiew erobert worden sein sollen. Aus der Analyse dieser Passage ist eine wissenschaftliche Tradition entstanden, die vergeblich danach gestrebt hat, diese Befestigungen zu lokalisieren. In den westlichen Quellen – z. B. in Thietmar von Merseburgs Chronik – wird dieses Ereignis nicht erwähnt, und es sei, so K., unwahrscheinlich, dass Grenzkämpfe in diesem Konflikt von höchster Bedeutung gewesen seien. Außerdem lasse sich der Burgwall in Czermno (an der Huczwa), der mit der Episode in Zusammenhang gebracht wurde und archäologisch ins späte 11. Jh. datiert wird, nicht eindeutig diesen Ereignissen zuordnen. K. zufolge sei die ganze Diskussion nichts anderes als ein wissenschaftliches Konstrukt. Während die Burg Červen, die wiederholt in den Quellen genannt wird, wohl existiert hat, bleibt ihre Rolle in den Ereignissen um 1018 unklar. Die Pluralform beruhe möglicherweise auf einem Abschreibfehler des Kopisten. Die Burg in Czermno sei vielleicht am ehesten die Nachfolgekonstruktion einer bisher unbekanntem Befestigung des beginnenden 11. Jh.

Die Passagen des Gallus Anonymus über Bolesławs Feldzug von 1018 vergleicht K. in seiner Analyse mit dem Bericht Thietmars, der im Gegensatz zu Gallus Zeitgenosse der Ereignisse war. Die Passagen bei Gallus unterzieht er einer detaillierten historischen, begriffsgeschichtlichen und literarischen Analyse. So kann er erkennen, welche Teile der Erzählung mit den Informationen Thietmars und der Nestor-Chronik tatsächlich zusammenpassen (obwohl unklar bleibt, woher Gallus solche Informationen bezogen haben könnte), während andere Teile ihren Ursprung wohl in der narrativen Strategie des Gallus haben. Dessen Ziel sei nämlich gewesen, den Helden Bolesław mit der negativen Figur des Fürsten von Kiew zu kontrastieren. Obwohl das literarische Vorbild für die Episode, in der Bolesław sein Schwert in die Kiewer Befestigungen rammt, nicht eindeutig identifiziert werden kann, intendiert Gallus damit eine deutliche Parallele zu der darauffolgenden Vergewaltigung der russischen Prinzessin durch den polnischen Eroberer. Zusätzlich zu seinen historischen und literaturwissenschaftlichen Ausführungen verweist K. gelegentlich auch

auf die Varianten der Handschriften, um seine Interpretationen zu untermauern. So weist er z. B. nach, dass die Schreibung „Pincinataris“ für die Petschenegen, die oft als fehlerhafte Abschrift gedeutet worden ist, eigentlich von der griechischen Schreibung abgeleitet ist, der Gallus vermutlich in einer latinisierten Version begegnet war (S. 404 ff.).

Aus alledem fasst K. seine Ergebnisse zusammen, indem er herausarbeitet, welche Ereignisse als historisch belegt gelten dürften. Die Studie ist also mehr als eine Übung in freudiger Dekonstruktion; sie zielt durchaus darauf ab zu rekonstruieren, was aus den verfügbaren Quellen entnommen werden kann. Daraus ist eine außerordentlich akribische Studie über die Ostpolitik Boleslavs des Tapferen entstanden. K. nimmt eine extrem detaillierte Untersuchung vor, die auf einer kritischen Interpretation der lateinischen, altrussischen und materiellen Quellen basiert, die sich aber auch mit Unmengen von wissenschaftlicher Literatur – in den polnischen, russischen und ukrainischen Traditionen – kritisch auseinandersetzt. Dies wird wohl noch für lange Zeit die maßgebliche Studie über die Beziehungen zwischen Polen und der Kiewer Rus' im beginnenden 11. Jh. bleiben, kann aber auch als Inspiration für nüchterne, quellennahe und ideologiefreie Forschung über Perioden dienen, für deren Untersuchung die Quellenbasis gering ist und die Versuchung zu spekulieren dementsprechend immer groß war.

St. John's, Newfoundland and Labrador

Sébastien Rossignol

**Dušan Zupka: Ritual and Symbolic Communication in Medieval Hungary under the Árpád Dynasty (1000-1301).** (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450-1450, Bd. 39.) Brill. Leiden – Boston 2016. VI, 224 S., Ill. ISBN: 978-90-04-31467-2. (€ 119,99.)

Studien zu Formen symbolischer Kommunikation und ihrer Bedeutung für das soziale Gefüge mittelalterlicher Reiche haben die mediävistische Forschung der letzten Jahrzehnte maßgeblich geprägt. Die von Dušan Zupka vorgelegte Arbeit schließt an diese Tradition an und präsentiert erstmals eine breite Analyse von rituellen Handlungen in der politischen Öffentlichkeit des mittelalterlichen Ungarn (1000-1301). Dabei handelt es sich um eine erweiterte Fassung einer 2009 an der Comenius-Universität Bratislava verteidigten Dissertation, die zugunsten eines größeren Rezipientenkreises ins Englische übertragen wurde. Z. hat in kluger Weise einen doppelten Zugriff auf sein Thema entwickelt: Er untersucht einerseits Rituale als zentrale Bestandteile politischen Handelns, begreift deren Darstellung in chronikalischen Quellen aber andererseits als Reaktion zeitgenössischer Beobachter auf das jeweilige Geschehen.

Gezielt will der Autor seine Arbeit nicht als umfassende Studie, sondern vielmehr als Pilotprojekt für die Anwendung der traditionsreichen Ritualforschung auf das Fallbeispiel der ungarischen Geschichte verstanden wissen. Darin ist zugleich der inhaltliche wie zeitliche Fokus der Arbeit begründet: Z. behandelt vornehmlich Herrschaftsrituale und lenkt seinen Blick mithin auf die ungarischen Könige, auf ihr soziales und religiöses Umfeld. Städtische oder sakrale Rituale kommen deshalb nur bei Schnittmengen zur Sprache (z. B. *Adventus regis* in der Stadt oder aber die Krönungszeremonien), nicht aber als eigenes Untersuchungsfeld. Mit der Konzentration auf die Zeit des Hohen Mittelalters und die Könige der Árpáden versucht Z., zwei Forschungsdesideraten zu begegnen: dem Mangel an umfassenderen, aktuellen Ritualstudien zu dieser Epoche (im Unterschied zu verschiedenen Einzelarbeiten zur symbolischen Kommunikation im ungarischen Spätmittelalter) ebenso wie der Frage nach einem möglichen Ritualtransfer aus benachbarten Herrschaftsräumen.

Ausgehend von diesen Überlegungen gliedert sich die Arbeit in sechs Teile. An eine Darlegung aktueller Theorie- und Terminologiedebatten zu Ritualen und Symbolischer Kommunikation schließt eine Untersuchung zentraler monarchischer Rituale wie Krönungen oder höfischer Feierlichkeiten an. Kap. 3 widmet sich der vielschichtigen Bedeutung von Ritualen als Maßnahmen politischer Konfliktbeilegung in verschiedenen chronologischen Phasen, während Kap. 4 mit dem *Adventus regis* gezielt ein ausgewähltes Ritual nä-

her beleuchtet. In Kap. 5 werden Begrüßungsrituale bei Treffen zwischen Monarchen unterschiedlicher Dynastien untersucht. Eine ausführliche Zusammenfassung mit einem Ausblick auf weitere mögliche Untersuchungsfelder (Rituale im städtischen Raum, Rituale und Schriftkultur) beschließt die Studie.

Z.s Studie zeichnet sich durch eine profunde Kenntnis und einen reflektierten Umgang mit den einschlägigen Forschungsdebatten zu Ritualen und symbolischer Kommunikation aus. Aus ihnen entwickelt der Vf. eine eigene Lesart. Zwar versteht er politische Rituale als festen Bestandteil der öffentlichen Kommunikation im mittelalterlichen Königreich Ungarn, unterstreicht jedoch, dass es sich dabei um eine unter mehreren, gleichsam komplementären Kommunikationsformen handelte. Insbesondere Z.s durchgängige Differenzierung zweier Deutungsebenen vermag zu überzeugen: So sieht er die in den Quellen beschriebenen Rituale nicht unbedingt als Spiegelung der eigentlichen Geschehnisse, sondern vielmehr als eine von symbolischer Kommunikation geprägte Reaktionsform der Zeitgenossen auf diese. Innerhalb eines gewissen Erwartungsrahmens in Bezug auf rituelle Abläufe hätten sich den Beobachtern so Möglichkeiten zur Ausdeutung oder Kritik der jeweiligen Ereignisse eröffnet.

Einem mit der Ritualforschung zu westeuropäischen Königreichen des Mittelalters vertrauten Leser mögen diese Erkenntnisse nicht unbedingt neu erscheinen (darauf weist auch der Autor selbst hin). Z. hat mit seiner Arbeit jedoch den eigenen Anspruch, gleichsam eine Teststudie für die Ritualforschung in Mitteleuropa vorzulegen, erfolgreich eingelöst: Seine Studie zeigt, wie weiterführend das erneute Durchdenken bekannter Theorien und deren Anwendung auf neue Fallbeispiele ist. Besonders überzeugend ist, dass Z. sich nicht ausschließlich auf das Königreich Ungarn bezieht, sondern den Interferenzen mit benachbarten Reichen und ihrer Spiegelung in den Quellen besondere Aufmerksamkeit schenkt. Damit hat er eine gute Ausgangslage und zahlreiche Anregungen für weitere komparative Arbeiten zur Geschichte der politischen Gefüge in Mitteleuropa geschaffen.

Heidelberg

Julia Burkhardt

**Saints and Sainthood around the Baltic Sea. Identity, Literacy, and Communication in the Middle Ages.** Hrsg. von Carsten Selch Jensen, Tracey R. Sands, Nils Holger Petersen, Kurt Villads Jensen, Tuomas M. S. Lehtonen. (Studies in Medieval and Early Modern Culture.) Medieval Institute Publications. Kalamazoo 2018. XII, 324 S., Ill. ISBN 978-1-58044-323-4. (€ 102,50.)

As is already known, the advent of Christianity in the Baltic Sea Region served as a basis for the formation of a new, Christian, local community which, affected by Christianization, on the one hand, fluently integrated into the Christian culture of Europe and, on the other, managed to maintain the rudiments of the old traditions and. Lately, an idea has emerged in historiography that the Viking community adopted Christianity because they had an innate interest in it and the flourishing of Christian missions in the ninth and tenth centuries was a response to those desires. On the Eastern coast of the Baltic Sea, the situation was somewhat different. Although Adam of Bremen mentioned the existence of Christian churches in Courland (possibly in the territory of present-day Lithuania) and in Volyn (in the border zone between Western Slavs and Prussians), the process of Christianization in historiography has usually been related to the Crusades, which started in the Baltic region in the twelfth century and affected various Baltic regions from Finland to the Isle of Rügen at different times. Both the Crusades and the missions were accompanied by the saints (as illustrated by the papers of Carsten Selch Jensen and Kurt Villads Jensen), therefore, the team of the authors in their papers, which are grouped into three major sections, have turned to the phenomenon of the veneration of the saints in the Baltic region throughout the Middle Ages. The collection of papers was produced in 2011 and is

based on the international scientific conference in Helsinki, which focused on the topic of the saints and the veneration of them.

Section 1, dedicated to the Introduction and methodological questions, consists of four papers. The first paper, written by the volume's editors, introduces the structure of the collection and the authors' ideas related to the veneration of the saints in the Baltic region. Martin Wangsgaard Jürgensen addresses the question of how, and in what way, the power of the saints in the local communities was expressed, through what channels the power, termed as a "transformative power," manifested itself, what levels the saints belonged to (as either "assistant" saints or patron saints), and in what ways they manifested themselves through metaphor and metonymy. Cordelia Heß illustrates this through the example of St Dorothea of Montau with an emphasis on different historiographical traditions of various periods (Reformation, Counter-Reformation), which led to the understanding of Dorothea as a "German" saint. Irma-Riitta Jarvinen, in her analysis of the Finnish tradition of venerating women saints, relates folklore material to historical records. Of course, the folk beliefs associated with the saints, incantations, customs, and superstitions, as presented in the late nineteenth to the early twentieth century records of folklore, hardly reflected medieval beliefs and superstitions; however, the author tries to identify certain rudiments of the customs leading to the conclusion that some of the saints (for example, St Anne or St Katherine of Alexandria) were more popular than St Birgitta of Sweden, a famous Swedish mystic, due to their agrarian character.

Section 2, dedicated to the cult of Saints in Medieval Russia and Livonia, opens with the study of John H. Lind on the first Variag martyrs of the Kievan Rus'. Although quite a few of the author's statements in the paper are known from his other works, he continues with the idea of the phenomenon of the Variagian Christianity in Scandinavia and in Kievan Rus' which, in the eleventh century, had not yet been affected by the formal East-West schism of 1054. The formation of the cult of the local Variag martyrs was similar to the formation of the cult of local saints and martyrs in Livonia in the early 13th century, described in the study by Carsten Selch Jensen. Undoubtedly, the formation of the tradition of venerating local saints contributed to the formation of the local Christian identity and, as chronicler Henry of Latvia suggested, also to the practice of giving prominence to the local church (in our case, specifically to that of Riga) within the framework of the universal church through proclaiming Livonia to be *terra matris*, i. e. the land of Mary, Mother of God. Anu Mänd reveals how the saints were visualized in the Scandinavian countries, focusing on the iconographies of St Olaf and St Canute (Knut). At the end of the Middle Ages, the cult of St Knud Lavard was, for a variety of reasons, mixed up with St Knud King, which undoubtedly complicated their identification and testified to the fact that the saints competed for attention in Christian communities.

In Section 3, dedicated to the creation of regional and national identities in the medieval Baltic Sea region, Nils Holger Petersen focuses on the issue of St Knud (Canute) Lavard and its dissemination in the Baltic Region. Next to the problem of distinguishing between the said saint and his namesake St Knud King, the author, based on Aleida Assmann's research on memory, identifies the levels of maintenance of the memory of St Canute Lavard's veneration between the functional memory (*Funktionsgedächtnis*) and the storage memory (*Speichergedächtnis*). Through these forms of memory, the saint becomes significant and necessary to the local community for as long as the community keeps functioning. Thus, the functional memory of St Canute was active as long as the Tallinn St Canute merchant guild was active. Moreover, during the Reformation and later, St Canute Lavard was presented in legends as a guiltless, very moral Christian who was brutally murdered, a narrative that rejected the medieval hagiographical trail of the saints. Lars Biggard explores the Scandinavian saints—especially St Knud (Canute)—who became patrons of merchants' and craftsmen's guilds and looks at the issue of their competition with one another. The image of a saint was accompanied by specific craftsmen's working tools, which initially encouraged identification with the saint, but later the saints themselves were re-

moved from these associative contexts, leaving them in the functional memory. Tracey R. Sands deals with the impact of the Kalmar Union, which joined three kingdoms (Norway, Denmark, and Sweden) under a single monarch, on the veneration of the saints. The author chose the archdioceses of Lund and Uppsala for her research and concludes that, in the Lund Church province, all the main saints of the Union were venerated (not just the Danish ones), while in Uppsala, priority was given to the “national,” i. e. Swedish saints. That must have happened, not only because the Swedish episcopate sensitively protected the ecclesiastic independence of the Uppsala province from the metropolis of Lund, but also due to political reasons, the Swedes having started to shake the political structure formed by the Kalmar Union. Kurt Villads Jensen explores the role of saints and their veneration in the Crusades. He identifies several groups of saints: one took an active part in the Crusades and even “participated” in battles against the pagans, others guarded and protected pilgrims and prisoners of war, while a third group exerted an influence “at a distance”; the latter were mainly those saints who had “come” from the Mediterranean (for example, St Lawrence (Laurence), one of the patrons of the Lund Cathedral). The important thing was that the local saints, such as St Canute Lavard, had also been involved in the process of the Crusades. He allegedly helped to defeat the city of Akona on the Isle of Rügen, while St Olaf, according to one legend, did not perish but secretly travelled to the Holy Land where he fought against Saracen Muslims; Swedish St Eric was introduced as a fighter against the Finnish pagans in the thirteenth century. The involvement of the saints in the process of the Crusades took place not only in the Baltic, but also in the Mediterranean Region, and especially in hot spots such as the Holy Land and the Iberian Peninsula.

This collection of papers is summarized by the contribution of Felicitas Schmie der who states that the veneration of saints became part of a personal, political, and social life, and the saints turned into the indicators of the formation of a local, regional, or “national” (in the medieval sense) life. Thus, the authors of the papers in the collection reveal how some saints were “imported” into the Baltic Sea Region (for example, St. Lawrence (Laurence), St. Anne, St. Katherine of Alexandria, St. George, St. Peter, St John, and St. Nicholas of Myra), while a number of local saints gained interregional importance (such as St Olaf (Olav)). Some, like St Birgitta or St Elin (Helena) of Skövde, became local saints, however, their levels were different as indicated by the character of their veneration and the references made to them in the liturgy, while others, such as Variag martyrs or local Livonian saints and martyrs, were eventually completely forgotten and “replaced” by more popular saints. Although we shall not find the answers to all the questions it poses, this volume substantially contributes to the understanding of Christianity in the Baltic Region, the formation of the local Christian communities, and the competition between the saints. In the future, we shall have to return more than once to the issues of the saints’ veneration, Christianization in the Baltic region, and Crusades in the context of political, cultural, military, economic, and social relationships.

Klaipėda

Marius Ščavinskas

**Mittelalterliche Architektur in Polen.** Romanische und gotische Baukunst zwischen Oder und Weichsel. Hrsg. von Christofer Herrmann und Dethard von Winterfeld. 2 Bde. Imhof. Petersberg 2015. 1136 S., zahlr. Ill., graf. Darst. ISBN 978-3-7319-0087-0. (€ 99,-.)

Kompendien und Überblickswerken eilt der Ruf voraus, oberflächlich zu sein und vor ernsthaften Fragestellungen zurückzuschrecken. Als unentbehrlich erscheinen sie hingegen, wenn für das behandelte Thema bei der Leserschaft nur wenige Kenntnisse vorausgesetzt werden können. Dies gilt auch 30 Jahre nach der Wende noch immer für die mittelalterliche Kunst in Polen. Eine Ausnahme bilden Forschungen zu Bauten, die explizit mit dem deutschen Kulturerbe assoziiert werden – z. B. die Marienburg oder die Backsteingotik der Sakralbauten im Ordensland Preußen. Aber was weißt man hierzulande schon

über die Romanik östlich von Posen oder die Symbiose der byzantinischen Kunst der Rus' mit westgotischen Kirchenbauten der ersten Jagiellonen?

Insofern liegt das Lob für das vorliegende monumentale Werk auf der Hand. Es gliedert sich in sechs regionale Abschnitte, die von Autoren aus Deutschland und Polen verfasst worden sind – Großpolen (Jacek Kowalski), Kleinpolen (Dethard von Winterfeld, Christofer Herrmann), Masowien (Herrmann), Schlesien (ders.), Hinterpommern und Neumark (Jarosław Jarzewicz) und das Deutschordensland Preußen (Herrmann). Damit deckt der Band das heutige Gebiet Polens in seiner ganzen historischen Heterogenität ab. Anders als der wohl als Vorbild dienende Band *Architektura gotycka w Polsce* (1995) macht das Kompendium an der heutigen Ostgrenze Polens halt und lässt Städte wie Lemberg (ukr. Lviv), Troki (lit. Trakai) oder Wilna (lit. Vilnius) außer Acht. Einige stilistische, funktionale oder materialbedingte Kategorien von Bauten werden in separaten Abschnitten behandelt: die Architektur der sog. Vorromanik und der Romanik (von Winterfeld, Herrmann), der Zisterzienser (ders.) sowie der Bettelorden (Herrmann) und schließlich die sakrale Holzarchitektur (Alexander Konieczny).

Vorangestellt ist ein kurzer (für das 15. Jh. gar lapidarer) Überblick der polnischen Geschichte von Udo Arnold. Das Fazit bildet ein älterer Text des verstorbenen ehemaligen Generalkonservators der Republik Polen Andrzej Tomaszewski – eines der geistigen Väter dieses Vorhabens –, der für ein gemeinsames Vorgehen in der Erforschung der „Baudenkmäler mit doppelter Nationalität“ plädiert.

Die Hrsg. haben längst ihre Eignung für das Thema bewiesen. Der Mainzer Kunsthistoriker von Winterfeld, einer der führenden Architekturhistoriker Deutschlands, sieht in der gotischen Architektur zuallererst eine Bauweise, deren Konstruktion und Statik untersucht werden müssen, um dann im zweiten Schritt ihre etwaige symbolische oder ideengeschichtliche Bedeutung zu eruieren. Der in Danzig lehrende Herrmann ist ein ausgewiesener Kenner der Ordensarchitektur in Preußen sowie generell der mittelalterlichen Wehrarchitektur. Die weiteren Autoren gehören zu den besten Spezialisten der jeweiligen Themenbereiche.

Mit der generellen Anerkennung gehen diverse, gelegentlich kritische Anmerkungen einher. Die regionalen Kapitel sind alle gut recherchiert und als Synthese angelegt, im Fall von Großpolen, Hinterpommern mit der Neumark und dem Ordensland gar um die neuesten Forschungsergebnisse der Autoren selbst bereichert. Die von den Hrsg. verfassten Kapitel bezeugen, dass diese nicht nur in der älteren deutschen Literatur (die ja für Schlesien und das Ordensland umfangreich, im Falle Hinterpommerns und der Neumark hingegen nur sehr spärlich vorliegt), sondern auch in der polnischen Literatur gut bewandert sind. Aber für Kleinpolen und Schlesien fehlen doch einige neuere Arbeiten, so von Marek Walczak, Krzysztof Czyżewski oder Romuald Kaczmarek, und nicht zuletzt auch die bereits als Klassiker einzustufenden Werke von Mieczysław Zlat.

Nachsinnen könnte man nur über die Reihenfolge der Kapitel. Bei Masowien und Preußen gibt es einen langen Vorspann zu der Burgenarchitektur und weiteren Profanbauten, gefolgt von den Sakralbauten, bei anderen Regionen ist es, wie eigentlich auch üblich, umgekehrt. Diskutabel sind auch kleine Asymmetrien, zuungunsten einerseits der bisweilen großartigen spätgotischen Bauweise, vgl. z. B. die nur flüchtig erwähnte Burg in Frankenstein (Ząbkowice Śląskie) und das Rathaus in Löwenburg (Lwówek Śląski), andererseits einiger konkreter Objekte, wie etwa der in knappen Sätzen abgehandelten Thorner Johanniskirche. Die Residenz der Herzöge von Liegnitz in Gröditzburg (Grodziec) verdient wahrlich mehr, als nur unter den Wohntürmen behandelt zu werden. Unberücksichtigt bleiben die gotischen Dorfkirchen im Osten Niederschlesiens, allen voran das vollständig freskierte Bauwerk in Mollwitz (Małujowice). Eine etwas zu technikzentrierte Darstellung des Burgenbaus bewirkt, dass die Stifter aus den Augen geraten. Das dichte Netz der vor 1300 errichteten Burgen Bolkos I. von Schweidnitz – Kynsburg (Grodno), Fürstenstein (Książ), Bolkenhain (Bolków), Zeisburg (Cisy) – wäre beispielsweise besser als eine homogene Gruppe behandelt worden. Ob man den Burgenbau Preußens auf nicht weniger als 55 Sei-

ten – einschließlich solcher Kastelle, die heute auf russischem Gebiet liegen – hätte präsentieren müssen, sei dahingestellt. Diese Vorgehensweise, die z. B. die Burg Lochstädt oder den Königsberger Dom berücksichtigt, ist legitim, hätte jedoch konsequent angewendet werden müssen. Pommern wäre dann um das heutige deutsche Vorpommern mit Stralsund und Greifswald oder Kleinpolen um die Bauten in Lemberg und Drohobycz zu ergänzen gewesen. Diesen Idealzustand erreichen zu wollen, hätte bei einem solchen Monumentalwerk die Fertigstellung aber nur noch verlängert.

Bezüglich Masowiens wird das *Œuvre* Giovanni da Venezias, der die Renaissancearchitektur von Veneto an den Mittellauf der Weichsel transferierte und folglich nicht mehr zum Thema des Buches gehört, unzureichend eingeordnet. Warum behandelt Herrmann das nach 1551 errichtete Brochów (I, S. 532: „haben einige Autoren [...] Johann Baptist aus Venedig (Jan Baptistya Wenecjanin) zugeschrieben“) und nicht Pułtusk, das Paradebeispiel dieser Architektur – nur weil das erste Beispiel einen altertümlichen, semiromanischen Eindruck erweckt?

Die gesonderte Behandlung der Zisterzienser und Bettelorden führt zu manchen methodologischen Auffälligkeiten – es werden Bauten aufgrund ihrer Form und Grundrisse verglichen, die in ganz unterschiedlichen politischen Räumen bzw. Ordensprovinzen entstanden und deren Stiftungsgeschichten kaum vergleichbar sind. Diese Herangehensweise nimmt dem Leser die Chance, Bauten unterschiedlicher kirchlicher Ausprägung miteinander zu vergleichen – etwa den Zisterzienserbau Pelplin mit dem Dom zu Frauenburg. Andererseits führt es zu einem ahistorischen Nebeneinander von Bauten Pommerns, des Deutschordenslandes Preußen, der Krone Polens und Schlesiens: Etwas verwundert betrachtet man direkt nacheinander Aufnahmen von Sagan (Zagań) und Zawichost oder von Sieradz und Wartenburg (Barczewo) sowie Przasnysz in Masowien und Königsberg in der Neumark (Chojna) – die Franziskanerkirche in Neuenburg (Nowe) mit ihrer Chorkrypta fehlt übrigens gänzlich. Vieles in diesem Kapitel würde eine eingehendere Betrachtung außerhalb des Kontextes der Bettelordensarchitektur verdienen – so die südliche Vorhalle der Augustinereremiten-Kirche in Krakau-Kazimierz oder die Danziger Franziskanerbauten im Umkreis des Meisters Carpentarius bzw. Enckinger als Paradebeispiel einer raffinierten spätgotischen Architektur.

Die Autoren des Zisterzienserkapitels diskutieren die Herkunft der Formen der ersten vier Klöster Kleinpolens (Bd. 1, S. 125-128). U. a. der Wechsel von roten und grauen Sandsteinschichten am Querhaus von Wąchock nährt die Vermutung, hier seien Bauleute aus dem Süden am Werk gewesen. Generell muss man die historiografische Situation – nach 1945 wurden lieber französische bzw. italienische Einflüsse angenommen als deutsche – von einem Diskurs trennen, der neuere Literatur einbezieht. Die Autoren beschränken sich hier darauf, ihre Skepsis bezüglich einer italienischen Herkunft zu äußern. Der ab etwa 1230 errichteten Dominikanerkirche in Sandomierz bescheinigt Herrmann eine „Werkstatt, möglicherweise italienischer Provenienz oder Ausbildung“ (Bd. 1, S. 202), obwohl in diesem Fall angesichts des Formvergleichs und historischer Logik die lombardische Herkunft als gesichert gelten kann. Diese Beispiele zeigen, dass ein derart umfangreiches Übersichtswerk notgedrungen an der Oberfläche der wissenschaftlichen Diskussionen bleiben muss.

In formaler Hinsicht wäre anzumerken, dass in einem für das deutsche Publikum bestimmten Werk die polnischen Titel in der wahrlich imposanten Bibliografie hätten übersetzt werden sollen. Die Orte werden bei ihrer Erstnennung sowie bei den durch Fettschrift gekennzeichneten Hauptobjekten jeweils auf Deutsch und Polnisch, dann durchgehend auf Deutsch genannt gemäß der „historisch gewachsenen Bezeichnungen [...], wie sie am Beginn des 20. Jahrhunderts gebräuchlich waren“ (S. 15). Diese Tendenz birgt Fallstricke: Inowroclaw z. B. erscheint als „Inowrazlaw“ und nicht, wie 1904 eingeführt, als „Hohensalza“. In etlichen anderen Fällen Großpolens wird rigoros auf das Beamtendeutsch des 19. Jh. zurückgegriffen. Dieser Usus steht in einem seltsamen Widerspruch zu den Adelsnamen aus den jeweiligen Orten, die entweder den Quellen konform polnisch belassen (so

„Familie Szamotulski aus Samter“ oder unkorrekt eingedeutscht werden (Bd. 1, S. 358: „Klemens aus Scharfenort“ für „Clementinus a Ostorog“, wie den Quellen aus dem 16. Jh. zu entnehmen ist). Für den östlichen Teil Großpolens, das sich ab 1815 im russischen Teilungsgebiet befand, haben die Hrsg. die Namen frisiert („Slupca“ für Slupca, „Lencyca“ für Łęczycza, „Lask“ für Łask).

Eindrucksvoll sind die Bilder Herrmanns. Nur an einigen Stellen meinte er auch dekorative Motive zeigen zu müssen, die jeglichen Bezugs auf das Mittelalter entbehren – nur so kann man die Bilder des Renaissance-Arkadenhofes im schlesischen Brieg (Brzeg, Bd. 2, Abb. 1248) oder von Heilsberg (Lidzbark Warmiński) mit der attrappenhaften Vorburg (Abb. 1575, 1576) erklären. Gelegentlich lassen die Bildunterschriften zu wünschen übrig („Wysosice“, Abb. 115-117; „Pyrnitz“, Abb. 1371-1375).

All diese Anmerkungen sind als konstruktive Kritik gedacht, um die nächste Ausgabe dieses Werks von den bei diesem Umfang unvermeidlichen Fehlern zu bereinigen (und vielleicht über einige Anmerkungen, die ich hier thematisiere, nachzudenken). Dass es eine solche geben wird, scheint mir unabdingbar – schließlich ist dieses imponierende und letztlich großes Lob verdienende Standardwerk, wie Arnold zu recht schreibt (Bd. 1, S. 10), „die erste grundlegende und systematische Darstellung der mittelalterlichen Architektur auf dem Gebiet des heutigen Polens in deutscher (bzw. überhaupt in einer westlichen) Sprache“.

Wrocław – Gdańsk

Tomasz Torbus

**Johannes Hus deutsch.** Hrsg. von Armin Kohnle und Thomas Krzenck unter Mitarb. von Friedemann Richter und Christiane Domtera-Schleicherdt. Evangelische Verlagsanstalt. Leipzig 2017. XXXII, 730 S. ISBN 978-3-374-04165-7. (€ 98,-)

Im Juli 2015 erschien in der *Prager Zeitung* ein Artikel, der dem angeblichen Unmut vieler Tschechen darüber Ausdruck verlieh, dass Johannes Hus im Zuge der „Lutherdekade“ in Deutschland zu wenig Aufmerksamkeit entgegengebracht würde. Hinsichtlich der an eine breitere Öffentlichkeit gerichteten Veranstaltungsfülle der vergangenen Jahre mag diese Kritik durchaus berechtigt sein – wobei freilich diskutabel bleibt, welche Bedeutung Hus und der sogenannten „Vorreformation“ für die vor allem mit dem Namen Martin Luthers verbundenen Umwälzungen des 16. Jh. tatsächlich zugerechnet werden kann. Sie gilt aber gewiss nicht für die deutsche Geisteswissenschaft, in der das Interesse an Hus und den von ihm ausgehenden Bewegungen des 15. Jh. ungebrochen groß ist und im Rahmen des Reformationsgedenkens einen erneuten Aufschwung erlebte. Zu bedauern wäre allenfalls, dass die quellennahe Auseinandersetzung mit Werk und Denken des Jan Hus für ein deutschsprachiges Publikum bislang mit erheblichen Hürden verbunden war.

Die nun von Armin Kohnle und Thomas Krzenck vorgelegte Zusammenstellung deutscher Übertragungen einer breiten Auswahl der Schriften Hussens (zuzüglich einiger nicht von ihm selbst stammender Texte, darunter das Exkommunikationsedikt des Prager Erzbischofs, der Geleitbrief Sigismunds und die Verurteilung durch das Konstanzer Konzil) ist dazu angetan, diesem Umstand Abhilfe zu schaffen. In ihr werden zentrale Stücke des ursprünglich in Latein und Altschleisch verfassten Werkes allen deutschsprachigen Interessierten *en bloc* zugänglich gemacht. Zwar möchten sich die Hrsg. explizit nicht an ein Fachpublikum richten, sondern „eine Leseausgabe für all diejenigen“ bereitstellen, „die sich für Hus interessieren, ohne auf die originalsprachlichen Quellen zurückgreifen zu können“ (S. XXV). Angesichts der Herausforderungen der Ausgangssprachen und der verworrenen Editionsfrage vieler der enthaltenen Texte steht allerdings zu erwarten, dass der Band auch in akademischen Kreisen dankbar aufgenommen werden wird.

Bei den dargebotenen Übersetzungen handelt es sich teils um originäre Arbeiten der Mitarbeiter – neben den Hrsg. eine Gruppe von 14 Forscherinnen und Forschern –, teils um Bearbeitungen älterer Übertragungen. Den größten Teil der chronologisch geordneten Auswahl machen Predigten, Briefe, Polemiken und theologische Traktate aus, wobei allein



auf die zentrale Schrift „Über die Kirche“ (*De Ecclesia*) 220 Druckseiten entfallen. Bewusst ausgelassen sind die vor 1403 entstandenen Universitätschriften Hussens sowie die „im engeren Sinne gelehrten Arbeiten [...] wie die Bibelkommentare“ (S. XXX). Gerade Letztere werden sowohl in der theologischen als auch in der historischen Vormoderneforschung häufig für verzichtbar gehalten, sie gelten als sperrig und unoriginell. Inwieweit die Dokumentation der „Entwicklung des theologischen Denkens des Johannes Hus“ (S. XXX) unter Ausschluss seines exegetischen Schaffens allerdings Stringenz beanspruchen kann, ist zumindest fraglich.

Jedem Text ist eine kurze Einführung vorangestellt, die den historischen Entstehungskontext erörtert und eine biografische Einordnung liefert. Im schmal gehaltenen Fußnotenapparat sind Allusionen an und Paraphrasen und Zitate aus Bibel und Rechtstexten, mittelalterlichen und antiken Schriften aufgelöst, und es finden sich dort mitunter für das Verständnis einzelner Passagen notwendige Erläuterungen. Dass Michael Beyer und Hans Schneider als Verantwortliche für den Traktat *De Ecclesia* „[a]uf Nachweise aus Wyclifs Werken [...] fast ganz verzichtet“ (S. 354) haben, ist in Anbetracht der starken textuellen Überschneidungen mit dessen gleichnamigem Werk zwar nachvollziehbar, aber dennoch bedauerlich, hätte die Markierung der Übereinstimmungen doch ein wertvolles Hilfsmittel für weitere Erörterungen der nach wie vor kontrovers diskutierten Frage der Abhängigkeit Hus'scher Ekklesiologie von John Wyclif dargestellt.

Die Qualität der Übersetzungen ist, soweit der Rezensent es beurteilen kann, durchweg sehr hoch, die sprachliche Kohärenz der Texte in Anbetracht einer großen Gruppe von Übersetzern und unterschiedlicher Entstehungsumstände bewundernswert. Dem in der Einleitung formulierten Anspruch der Texttreue werden die Übertragungen vollends gerecht, ohne dafür ihre Lesbarkeit zu opfern – eine Leistung, die gerade bei scholastischen Texten wie dem „Traktat von der Verherrlichung des Blutes Christi“ (*De sanguine Christi glorificato*, übersetzt von Felix Heinz) alles andere als selbstverständlich ist. Dagegen sind kleinere stilistische Eigentümlichkeiten in der Einleitung – so z. B. der etwas inflationäre Gebrauch von Ausrufezeichen – leicht entschuldbar.

Der Band wird sich für die zukünftige Auseinandersetzung mit Johannes Hus im deutschsprachigen Raum sowohl für ein interessiertes Laienpublikum als auch in Forschung und Lehre als unverzichtbar erweisen. Die Beteiligten haben der Hus-Rezeption, der Spätmittelalter- und Reformationsforschung einen großen Dienst erwiesen.

Bensheim

Christian Hoffarth

**Ein Kulmer Zinsbuch aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (um 1448-1457).** Bearb. von Anne Dörte Meyer (†) und Günter Meyer. Mit einem Beitrag von Dieter Heckmann. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens, Bd. 40/3.) Nicolaus-Copernicus-Verlag. Münster/Westfalen 2017. 176 S., 2 Tab., 6 graf. Darst., 3 Kt., 8 Abb. ISBN 978-3-924238-54-4.

Das hier anzuzeigende Buch setzt die Edition wichtiger Kulmer Archivalien fort. Es folgt auf die Editionen des Kulmer Gerichtsbuches (1330-1430)<sup>1</sup> und des Schöffenbuches der Kulmer Stadtfreiheit (1407-1457)<sup>2</sup>. Es handelt es sich um das Zinsbuch der Stadt Kulm aus der Zeit zwischen etwa 1448 und 1457, dessen Original sich im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (XIV. HA, Rep. 322 A Nr. 5) befindet.

Nach einer Vorbemerkung folgen eine Einleitung (S. 3-40), der Editionstext als Kernstück (S. 41-147) sowie ein Personen-, Orts- und Sachregister. In der Einleitung präsentier-

<sup>1</sup> CARL AUGUST LÜCKERATH, FRIEDRICH BENNINGHOVEN (Bearb.): Das Kulmer Gerichtsbuch (1330-1430), Köln u. a. 1999.

<sup>2</sup> BERNHART JÄHNIG (Bearb.): Schöffenbuch der Kulmer Stadtfreiheit (1407-1457), Münster/Westfalen 2014.

ren die Bearb. Anne Dörte und Günter Meyer eine ausführliche kodikologische Beschreibung der Handschrift, Informationen zu Gliederung, Inhalt und innerer Ordnung des Zinsbuches sowie die Editionsgrundsätze. Des Weiteren werden erste Beobachtungen zu den Bewohnern der Stadt Kulm, zur Stadtopografie sowie zu Geldeinheiten, Maßen und Terminen der Zinszahlungen mitgeteilt. Das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein ergänztes Verzeichnis der Straßennamen in der Kulmer Altstadt bilden weitere Bestandteile der Einleitung.

Die in einen mittelalterlichen Koperteinband gebundene Pergament-/Papierhandschrift des Zinsbuches (217x307x20 mm) weist vier Lagen mit insgesamt 218 Seiten auf (Lagenschema; Bleistiftpaginierung 1967). Die Bearb. konnten zwei Wasserzeichentypen (Ochsenkopf, Dreieberg) mit drei bzw. zwei Varianten (S. 9 f. mit Abb.) ausmachen. Nach der gründlichen, in der Einleitung enthaltenen Studie von Dieter Heckmann (S. 12-19) waren vier Schreiberhände (eine Haupt-/Anlagehand und drei Nachtragshände) am Zinsbuch beteiligt. Als „Hauptschreiber“ (S. 11) konnte der Stadtschreiber Konrad Bitschin identifiziert werden. Bis auf wenige Ausnahmen in Gestalt einiger lateinischer Wörter und Wortgruppen ist das Zinsbuch in ostmittelhochdeutscher Sprache abgefasst. Der gute Zustand des Buches und viele Leerseiten deuten auf eine kurze Zeit seines Gebrauchs hin.

Das Buch weist für den Zeitraum von knapp zehn Jahren insgesamt 481 Einträge auf. Die Einträge folgen einem weitgehend einheitlichen Schema: Name des Zinspflichtigen als Überschrift, zinspflichtige Objekte, Höhe des Zinses, Angaben zu Größe der Fläche, Art des Objekts, Lage, Vorbesitzer. Ihr Umfang reicht von wenigstens zwei (z. B. S. 76, Nr. 139) bis hin zu 50 Zeilen (S. 70 f., Nr. 142). Der letztere Eintrag ist freilich eine singuläre Ausnahme. Die meisten Einträge bestehen aus nur wenigen Zeilen. So lautet z. B. ein typischer Eintrag „Hanus Wernke Tenetur 8 scot von eyme weyngarten, vor dem Baruussen [Barfüßer – H. L.] Thore gelegen bey Ffreudentals garten. Hannos Schul(ten) gewest“ (S. 71). Gelegentlich werden auch Berufe bzw. Ämter der Zinspflichtigen genannt, z. B. „Stadtknecht“ (S. 65), „Fischerin“ (S. 114) oder „Kretschmer“ (S. 138). Auf einem eingelegten Zettel haben sich Willküren erhalten, die Strafen für nicht gezahltes Hauptgeld (Geschoss) und Bußen für andere Rechtsbrüche benennen (S. 23).

Das Zinsbuch dokumentiert die Zinsen, die dem Rat für die von ihm ausgereichten Flächen und Objekte (Bänke, Buden, Häuser, Scheunen, Windmühle u. Ä.) zustanden. Darunter befinden sich jedoch nicht alle zinspflichtigen Grundstücke. Es ergänzte offenbar ein älteres Buch mit ähnlicher Struktur und ähnlichem Inhalt. Eine inhaltliche Besonderheit des Buches besteht darin, dass auffällig viele Frauen zinspflichtig waren. Daraus kann man auf eine erhebliche Bedeutung der Frauen in der städtischen Wirtschaft schließen (S. 23).

Viele interessante Einzelheiten lassen sich zur Bebauung der Stadt erkennen. So werden von den Gebäuden ein Kaufhaus, Buden, Schragen, Brotbänke, Fleischbänke, Kornhäuser, Mälzhäuser, Rossmühle, Windmühle, Ziegelscheune, Schiffsanleger u. Ä. genannt. Analoges gilt für die Kirchen, Klöster und Spitäler. Zudem ist das Zinsbuch in die vier Stadtviertel Kulms gegliedert (Großviertel, Kleinviertel, Barfüßerviortel, Predigerviortel). Das Zinsbuch gibt mit seinen Geldangaben das preußische Münzsystem wieder (Mark, Firdung, Schot, Quart, Denarius, Lot). Als Flächenmaß für Äcker ist ausschließlich der „Morgen“ (ca. 5600 Quadratmeter) genannt, von denen 30 eine Kulmer Hufe ausmachen. Die für den Eigenbedarf genutzten Äcker heißen regelmäßig „Schabernack“ (S. 31). Als Termine für die Fälligkeit der Zinsen erscheinen: Fastnacht, Georgii, Laetare (Mittfasten), Martini, Michaelis, Ostern, Petri et Pauli, Pfingsten sowie Purificationis.

Die Seitenzahl der Handschrift steht im Editionsteil in runden Klammern jeweils am rechten Rand des Editionstextes. Links zeigt regelmäßig eine römische Zahl (ohne Jahrhundertangabe) das Jahr der Eintragung an. Die einzelnen Einträge sind mit fortlaufenden, fett gedruckten, arabischen Ziffern nummeriert. Die in der Handschrift rubrizierten Zeichen werden in der vorliegenden Ausgabe durch Fettdruck gekennzeichnet. Ebenso werden die Überschriften der jeweiligen Einträge wiedergegeben. Der Anmerkungsapparat enthält hilfreiche paläografische Erläuterungen und weiter gehende Informationen, etwa

zur konkreten Lage von Gebäuden oder Äckern (z. B. S. 86, Anm. 118). Für die Arbeit mit der Edition sind die beigegebenen Register, die sich durch eine große Ausführlichkeit auszeichnen und zur inhaltlichen Erschließung des interessanten Werkes einladen, überaus wertvoll.

Die vorliegende Zinsbuchedition kann als sehr gut gelungen und höchsten wissenschaftlichen Anforderungen genügend charakterisiert werden. Sie ermöglicht weiterführende Untersuchungen zur Sozialstruktur, zum Rechtsleben und zu den Besitzverhältnissen in der Stadt Kulm, wozu auch die Bearb. anregen (S. 34).

Wie schon bei der Edition des Schöffebuches der Stadtfreiheit unterbleibt leider ein Hinweis auf Kulm als Stadt des Magdeburger Rechts. Es war neben Thorn ein wichtiges Zentrum für die Ausstrahlung dieses für das Deutschordensland und die benachbarten Gebiete so wichtigen Stadtrechts. Eine Notiz dazu hätte die Edition in einen größeren rechts-historischen Zusammenhang gestellt, zumal die Kulmer Handfeste von 1233/51, von der in der Einleitung prominent die Rede ist (S. 19), das Magdeburger Recht als maßgebliche Rechtsgrundlage für Kulm und Thorn bestimmt hatte. Die Abbildung einer Seite aus der Handschrift hätte als anschauliche Beigabe zur detaillierten kodikologischen Beschreibung aus Benutzersicht gut getan.

Halle/Saale

Heiner Lück

**Die Hungarica Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle.** Hrsg. von Brigitte Klosterberg und István Monok.

**Porträts.** Bearb. von György Rózsa und Attila Verók. (Hallesche Quellenpublikationen und Repertorien, Bd. 7.) Verl. der Franckeschen Stiftungen – Niemeyer Verlag. Halle – Tübingen 2003. XXX, 269 S., zahlr. Ill. ISBN 3-931479-33-1 – 3-484-84107-9. (€ 42,-)

**Historische Karten und Ansichten.** Bearb. von László Pászti und Attila Verók. (Kataloge der Franckeschen Stiftungen, Bd. 22.) Verl. der Franckeschen Stiftungen. Halle 2009. 103 S., zahlr. Ill., Kt. ISBN 978-3-939922-14-8. (€ 16,-)

**Handschriften.** 2 Teilbde. Bearb. von Zoltán Csepregi. (Adattár XVI-XVIII. századi szellemi mozgalmak történetéhez / Materialien zur Geschichte der Geistesströmungen des 16.-18. Jahrhunderts in Ungarn, Bd. 39/1-2.) MTA Könyvtár és Információs Központ. Budapest 2015. XXIV, 1158 S. ISBN 978-963-7451-25-6.

**Alte Drucke 1495-1800.** 2 Bde. Bearb. von Attila Verók. (Adattár XVI-XVIII. századi szellemi mozgalmak történetéhez / Materialien zur Geschichte der Geistesströmungen des 16.-18. Jahrhunderts in Ungarn, Bd. 40/1-2.) MTA Könyvtár és Információs Központ. Budapest 2017. XLII, 1235 S. ISBN 978-963-7451-33-1, 978-963-7451-34-8.

Die Rezeption von Ideen, Theorien und Büchern aus dem nördlichen und westlichen Europa im frühneuzeitlichen Königreich Ungarn sowie die Vermittlung ungarischer Geistes-traditionen in diese Regionen hinein ist ein langer, vielgestaltiger Prozess. Er verlief niemals gleichmäßig, sondern erfuhr Hemmnisse und Förderungen verschiedenster Art in unterschiedlichen Regionen. Dabei ist festzuhalten, dass die Etablierung von Schulen und Universitäten, der Ausbau von Bibliotheken und die Einrichtungen von Druckereien in Oberungarn sowie in Siebenbürgen zumeist in einer Zeitspanne geschahen, als Ungarn weitgehend von den Osmanen besetzt war oder sich danach mühsam von den Folgen der Besetzung befreite.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Es kann an dieser Stelle keine auch nur annähernd ausgewogene Darstellung der Forschungen zu diesem Thema geben. Es sei hier daher – um wenigstens die Spannweite der Forschungen anzudeuten – nur auf folgende Persönlichkeiten und neuere Arbeiten hingewiesen: UTE MONIKA SCHWOB: Kulturelle Beziehungen zwischen Nürnberg und den Deutschen im Südosten im 14. bis 16. Jahrhundert, München 1969. Von der literarischen Seite her hat sich mit diesem Thema immer wieder der Komparatist ISTVÁN

Die Reformation fand auch im östlichen und südöstlichen Europa einen erheblichen Widerhall, der sich in neuen Schulprogrammen, in der Buchproduktion sowie in Kunst und Architektur niederschlug.<sup>2</sup> Diesen Vorgang als bloßen Rezeptionsvorgang zu benennen,

FRIED auseinandergesetzt; hier seien nur genannt: Ostmitteleuropäische Studien. Ungarisch-slawisch-österreichische literarische Beziehungen, Szeged 1994, mit Aufsätzen zur Art der Regionalität in Ungarn; DERS.: Irodalomtörténesek Kelet-Közép-Európában. Olvasmányok, töprengések, értelmezések [Literaturereignisse in Ostmitteleuropa. Studien zur ungarischen Literatur im europäischen Kontext], Budapest 1999; TÜNDE KATONA, MIKLÓS LATZKOVITS (Hrsg.): Lőcsei stipendiások és literátusok. 1: Külföldi tanulmányutak dokumentumai 1550-1699 [Leutschauer Stipendiaten und Literaten. 1: Dokumente ausländischer Studienaufenthalte 1550-1699], Szeged 1990; DIES.: Die Rolle der Stammbücher als Medium der Literaturrezeption, in: SZABOLCS JÁNOS-SZATMÁRI (Hrsg.): Begegnungsräume von Sprachen und Literaturen. Studien aus dem Bereich der Germanistik. 3. Internationale Germanistentagung, Großwardein, Oradea, Nagyvárad 18.-20. Februar 2009, Cluj Napoca 2010, S. 243-251.

Der Bereich der Bibliotheken fand vielfach große Aufmerksamkeit. Zu nennen sind hier z. B. STEFAN KÖRNER (Bearb.): Blaues Blut & Druckerschwärze. Aristokratische Büchersammlungen von 1500 bis 1700. Katalog der internationalen Ausst. Herbst 2005 bis Herbst 2007. Bibliotheken der Familien Frangepán, Zrínyi, Valvasor, Bánffy, Nádasdy, Batthyány, Esterházy, Pálffy, Thurzó, Illésházy, Révay, Eisenstadt [2005]. Von den zahlreichen Bibliotheksrekonstruktionen ungarischer Gelehrter, mit denen István Monok die intellektuelle und bibliophile Kultur Ungarns erschlossen hat, seien hier nur genannt: A Rákóczi-Család Könyvtárai 1588-1660 [Die Bibliothek der Familie Rákóczi 1588-1660], Szeged 1996; ISTVÁN MONOK: A művelt arisztokrata. A magyarországi főnemesség olvasmányai a XVI-XVII. században [Der gelehrte Aristokrat. Lese Stoffe der Aristokratie im Ungarn des 16.-17. Jh.], Budapest – Eger 2012. Zudem regte Monok u. a. die Erschließung der Bibliotheken von Andreas Dudith, Johannes Sambucus und der Familie Zrínyi an (Szeged 1993 und 1992, Budapest 1992). ANDRÁS VARGA: A Szegedi minoriták könyvtára / Die Bibliothek des Minoritenkonvents in Szeged, Szeged 1991, und DERS.: A szeged-alsóvárosi ferences rendház könyvtára 1846 [Die Bibliothek des Franziskaner Ordenshauses in der Unterstadt in Szeged], Szeged 1998, arbeitete Geschichte und Bestand der Bibliotheken der Minoriten und Franziskaner in Szeged auf.

Von den zahlreichen Veröffentlichungen ATTILA VERÓKS zu den Themen Buchbesitz, Lesestoffe, Wissens- und Buchtransfer und Journalismus seien hier wenigstens genannt: Fränkische Lesestoffe bei den Siebenbürger Sachsen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: Ungarn-Jahrbuch 27 (2004), S. 341-348; DERS.: Halles Rolle in der ungarländischen Kulturgeschichte (17.-18. Jahrhundert). Ergebnisse eines Hungarica-Erschließungsprojektes, in: HANNES PHILIPP, ANDREA STRÖBL u. a. (Hrsg.): Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa, Regensburg 2018, URL: <https://epub.uni-regensburg.de/37387/> (02.09.2018). Schließlich sei noch hingewiesen auf drei Arbeiten des Rezensenten zu Buch- und Wissenstransfer: DETLEF HABERLAND (Hrsg.), TÜNDE KATONA (Mitarb.): Buch- und Wissenstransfer in Ostmittel- und Südosteuropa in der Frühen Neuzeit. Beiträge der Tagung an der Universität Szeged vom 25.-28. April 2006, München 2007; DIES. (Hrsg.): Kultur und Literatur der Frühen Neuzeit im Donau-Karpatenraum. Transregionale Bedeutung und eigene Identität, Szeged 2014; DETLEF HABERLAND, ANDRÁS VARGA: A Szegedi Tudománygyetem Klebelsberg Könyvtár Ösnyomtatványai / Die Inkunabeln der Klebelsberg-Bibliothek Szeged [Beiheft zur Ausstellung], Szeged 2017.

<sup>2</sup> Siehe dazu jetzt JOACHIM BAHLCHE, BEATE STÖRTKUHL u. a. (Hrsg.): Der Luthereffekt im östlichen Europa. Geschichte – Kultur – Erinnerung, Berlin – Boston 2017, hier vor

griffe jedoch zu kurz. Der sich rasch ausbreitende und wirkmächtige reformatorische Gedanke führte zu der Konsequenz, dass vor allem junge Leute den *reformatory turn* dort erleben wollten, wo er entstanden war und wo seine wichtigsten Vertreter lehrten – an protestantischen Universitäten wie Wittenberg (1502 gegründet), Leipzig (1409), Marburg (1527) und in Halle (Saale) (1694), wo es zusätzlich noch die 1698 gegründeten pädagogischen Einrichtungen des Theologen und Pädagogen August Hermann Francke gab. Francke als Hauptvertreter des halleschen Pietismus zog in großem Maßstab junge Menschen an und wirkte auch in das östliche Europa hinein, vor allem nach Ungarn.<sup>3</sup> Aus diesen Aktivitäten entwickelte sich die bedeutende Bibliothek der Stiftung, deren Diversität und Wert sich durch Schenkungen und Zukäufe stetig vermehrte. Einen besonderen Stellenwert haben die *Hungarica*, die es in allen Bereichen der Bibliothek (Porträts, Karten, Veduten, Handschriften, Drucke) gibt.

Der vorliegende mehrbändige Katalog verdankt sein Entstehen einer Kooperation der Franckeschen Stiftungen mit der Széchényi-Nationalbibliothek in Budapest. Als *Hungarica* werden nicht nur Objekte definiert, die von einem Ungarn hergestellt oder verfasst wurden, sondern auch solche, die Ungarn thematisieren. Auch Ausländer, die in Ungarn leben und arbeiten, zählen dazu.

Bei den Porträts fallen nach der Auswertung von Attila Verók nur 1,54 Prozent (198 von 12 895) in diese Kategorie. Dies dürfte dadurch begründet sein, dass Jacob Gottfried Bötticher, der seine Sammlung 1756 der Bibliothek schenkte, wie andere Sammler dieser Zeit einen universellen Anspruch hatte: Es sollten möglichst viele Epochen, Berufsgruppen und Regionen vertreten sein. Die abgebildeten Porträts stellen insofern eine Besonderheit dar, als die Sammlung Böttichers vorwiegend protestantische Persönlichkeiten beinhaltet, wohingegen die Sammlungen in Budapest und Wien in erster Linie Katholiken enthalten. Das Verzeichnis ist durch drei Register erschlossen.

Etwas anders sieht es mit den 152 Landkarten und 292 Veduten aus. Sie sind von László Pászti sowie Verók aus dem Bestand der Bibliothek herausgesucht worden (aus 33 Atlanten bzw. Kartensammelbänden und 72 Büchern). Dabei gelangen den beiden Wissenschaftlern auch überraschende Funde, die selbst in der ungarischen Kartografie nicht bekannt waren. Der Schwerpunkt der Sammlung liegt eindeutig im 17. Jh., umfasst aber Stücke vom 16. bis zum 19. Jh. Selbst beim Betrachten der ausgewählten Abbildungen (durchweg in sehr guter Qualität) wird deutlich, in welchem Maße der ungarisch-siebenbürgisch-kroatische Raum über lange Zeit von den kriegerischen Aktivitäten gegen die Osmanen bestimmt gewesen ist. Allein die Abbildung der zahlreichen Festungen und befestigten Städte macht nachvollziehbar, unter welchem politischen und finanziellen Druck nicht nur die hohe Politik, sondern auch der Bürger vor Ort gestanden haben muss.

Zoltán Csepregi hat mit der Regest-Edition der 1556 Stücke (zumeist Briefe, aber auch Gesprächswiedergaben, Berichte, Rechnungen etc.) ein erschöpfendes Verzeichnis vorgelegt, das die intellektuellen Bezüge zwischen Ungarn und dem protestantischen Europa deutlich herausarbeitet. Der umfangreiche Teil mit Biogrammen erlaubt einen ersten informativen Zugriff auf die heute meist unbekanntesten Personen (Lehrer, Pastoren, Juristen etc.). Aufgrund der bibliografischen Nachweise ist jede erwähnte Person nachvollziehbar und erschließbar. Im Kontext von Netzwerkforschungen – nicht nur der pietistischen – liegt mit diesem Katalog ein Handbuch ersten Ranges vor, das weitere Forschungen ermöglicht.

---

alle hier die Beiträge von EDIT SZEGEDI, EVA KOWALSKÁ, PÉTER ÖTVÖS, DETLEF HÄBERLAND und EVELIN WETTER.

<sup>3</sup> Siehe dazu u. a. ZOLTÁN CSEPREGI: *Magyar pietizmus 1700-1756. Tanulmány és forrásgyűjtemény a dunántúli pietizmus történetéhez* [Ungarischer Pietismus 1700-1756. Studie und Quellensammlung zur Geschichte des ungarländischen Pietismus], Budapest 2000.

Gleiches gilt für die Erschließung der Drucke mit Ungarn-Bezügen durch Verók. Berücksichtigt sind Drucke zwischen 1495 und 1800. Verók macht es dem Leser leicht, die Bezüge zu erkennen (die sich ja in der Regel nicht aus den Titeln ergeben): Er hat einen Katalog von 15 Kategorien erstellt, die bei jedem Titel genannt werden (Verfasser ist Ungar, Dissertation eines Ungarn, Widmung, ungarisches Thema, ungarischer Druckort etc. bis hin zu handschriftlichen Einträgen von Ungarn und Rezensionen von Büchern mit Ungarnbezug). Das Personenregister liest sich wie ein *Who is Who* der europäischen *res publica litteraria*, Gleiches gilt für das Register der Drucker.

Insgesamt liegt mit dem nun abgeschlossenen Katalogwerk ein Handwerkszeug vor, das nicht nur eine vertiefte und intensive Auswertung eines wichtigen Bereiches der Bibliothek der Franckeschen Stiftungen ermöglicht, sondern darüber hinaus dem Leser auch intensiv vor Augen führt, von welcher Bedeutung der ungarische Raum der Frühen Neuzeit für das politische und geistige Europa war. Die hohe Professionalität und ausgebreitete Kenntnis aller beteiligten Bearbeiter verstecken sich hinter ungezählten kargen bibliografischen Angaben, die jedoch ohne aufopfernde Arbeit nicht hätten geboten werden können.

Oldenburg – Bonn

Detlef Haberland

**Janusz Antoni Wiśniowiecki: Ilias Polki (1700-1710).** Hrsg. von Przemysław P. Romanuk und Jacek Burdowicz-Nowicki. Wydawnictwo Neriton. Warszawa 2018. 329 S., Ill. ISBN 978-83-66018-01-3. (PLN 48,-)

Das Tagebuch Janusz Antoni Wiśniowieckis, dessen Titel an die *Ilias* Homers anknüpft, schildert einen Abschnitt des Großen Nordischen Krieges. Es handelt sich um die ersten elf Jahre dieses blutigen und verheerenden Konflikts, der für die Adelsrepublik eine ihrer dramatischsten Zäsuren bedeutete. Der polnisch-litauische Staatsverband geriet zunehmend in ein inneres Chaos, erwies sich als machtlos und verlor seine Souveränität zugunsten Russlands. Der besondere Wert der besprochenen Quelle liegt darin, dass sie – im Gegensatz zu anderen gedruckten Berichten aus dieser Zeit<sup>1</sup> – die Perspektive eines Magnaten darstellt, Mitglied einer der mächtigsten Familien im Lande und zugleich eine Person mit einem breiten geistigen Horizont. Zwischen den Jahren 1700 und 1710 war W. litauischer Hofmarschall (1699-1702), Kastellan (1702-1703) und Woiwode von Vilnius (1704-1706) sowie von Krakau (1706-1726). 1726 wurde er zum Kastellan von Krakau ernannt und damit zum ersten weltlichen Senator des Königreichs.

Der Text entstand zwischen Herbst 1711 und Herbst 1712 und wurde offensichtlich für die Nachwelt verfasst: „Das Buch [...] wird gelesen werden, aber nicht ab sofort“ (S. 46); „nicht zu meinen Lebzeiten“ (S. 49). Er wurde unter dem Namen eines Klienten W.s, Pater Ignacy Olszowskis, geschrieben, unter dem der Vf. auch zahlreiche andere Texte veröffentlicht hat. Er setzte sich zum Ziel, „die komplexen politischen Entwicklungen, die Absichten und Ziele der wichtigsten Persönlichkeiten zu beschreiben, die Gründe der bedeutendsten Ereignisse aus verschiedenen Blickwinkeln zu beleuchten und schließlich über die Natur und die Folgen dieser Epoche für Polen geschichtsphilosophisch nachzusinnen“ (S. 9).

<sup>1</sup> WIKTORYN KUCZYŃSKI: *Pamiętnik 1668-1737* [Tagebuch 1668-1737], hrsg. von JÓZEF MAROSZEK, Białystok 1999; STANISŁAW NIEZABITOWSKI: *Dzienniki 1695-1700* [Tagebücher 1695-1700], hrsg. von ALOJZY SAJKOWSKI, Poznań 1998; ERAZM OTWINOWSKI: *Dzieje Polski pod panowaniem Augusta II od roku 1696-1728* [Geschichte Polens unter der Herrschaft Augusts II. 1696-1728], hrsg. von ADOLF MULKOWSKI, Kraków 1849; WAWRZYNIEC FRANCISZEK RAKOWSKI: *Pamiętnik wielkiej wojny północnej* [Tagebuch des Großen Nordischen Kriegs], hrsg. von MIROSLAW NAGIELSKI und MAREK WAGNER, Warszawa 2002; KRZYSZTOF ZAWISZA: *Pamiętniki Krzysztofa Zawiszy wojewody mińskiego 1667-1721* [Die Tagebücher Krzysztof Zawiszas, des Woiwoden von Minsk, 1667-1721], hrsg. von JULIAN BARTOSZEWICZ, Warszawa 1862.

Das Tagebuch ist ein wichtiger Augenzeugenbericht. Es liefert wertvolle Informationen aus den Kulissen des politischen Ränkespiels und thematisiert den wachsenden Einfluss Schwedens und später Russlands auf die inneren Angelegenheiten Polens (u. a. zu einer erneuten Inthronisation Augusts II., der Einberufung des sog. „Warschauer Hauptrats“, mithin zu Problemen, die noch nicht monografisch untersucht worden sind). Wir lernen viel über die Praxis der Diplomatie, die Gestaltung von Politik im Schatten von Krieg und Besetzung des eigenen Landes, die Entwicklung der polnisch-schwedischen und polnisch-russischen Kontakte und Netzwerke. Es liegt somit ein äußerst informatives und aufschlussreiches Material vor, das in vielen Forschungskontexten benutzt werden kann (Diplomatie-, Politik- und Kulturgeschichte sowie bezüglich Kommunikation und höfischer Strukturen). *Ilias Polski* präsentiert eine Galerie scharfsinnig charakterisierter Akteure auf der politischen Bühne der Adelsrepublik: u. a. den König (mit vielen Bemerkungen über seine Liebschaften) sowie Aleksandr D. Menšikov und Boris P. Šeremetev – enge Vertraute Peters des Großen. Auch enthält es wichtige Nachrichten über Mitglieder der Familie von Wiśniowiecki, die noch keine Lemmata im *Polski Słownik Biograficzny* haben. Das Tagebuch ist ein sehr interessantes, obwohl in der Lektüre nicht einfaches literarisches Denkmal, in dem zahlreiche altpolnische Ausdrücke, Redewendungen und syntaktische Eigenschaften zu finden sind.

Der Quellentext wird von Przemysław P. Romaniuk und Jacek Burdowicz-Nowicki ausführlich eingeleitet. Vorgestellt wird der Vf. unter besonderer Berücksichtigung seiner politischen Tätigkeit zwischen den Jahren 1700 und 1710 sowie seiner Beziehungen zu Ignacy Olszowski. Die Einleitung enthält wichtige Informationen über die der Edition zugrunde liegenden Handschriften und die gescheiterten Versuche, die Memoiren bereits im 19. Jh. zu publizieren. Das Werk ist der polnischen Geschichtsschreibung nicht ganz unbekannt. Bisher wurde es in Auszügen als *Kroniczka litewska* oder *Pamiętnik Ignacego Olszowskiego* schon im 19. Jh. von August Bielowski und Klemens Kantecki, im 20. Jh. von Józef Feldman, Andrzej Kamiński und Andrzej Rachuba benutzt. Diese Historiker beriefen sich aber nicht auf das Original, sondern auf Kopien und Abschriften aus dem 18. und 19. Jh. Das Schicksal der handschriftlichen Version des Tagebuchs, das von den Hrsg. minutiös rekonstruiert wird, ist recht verwickelt. Im Jahre 2015 wurde das handschriftliche Original von Romaniuk in der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau entdeckt. Es deckt den Zeitraum 1700 bis 1706 und 1710 ab und enthält eigenhändige Korrekturen des Vf.s. Für die Jahre 1708 und 1709 benutzten die Hrsg. eine handschriftliche Kopie aus dem 18. Jh. aus der Nationalen Wissenschaftlichen Stefanyk-Bibliothek der Ukraine in Lemberg (die Abschrift befand sich früher im Bestand des Ossolineums). Den Zeitraum zwischen den Jahren 1707 und 1708 umfasst eine handschriftliche Kopie aus dem 18. Jh., die in der Krasieński-Bibliothek in Warschau aufbewahrt und 1944 zerstört wurde. Diese Abschrift benutzte in der Zwischenkriegszeit auch Feldman, der in seinem klassischen Werk *Polska w dobie wielkiej wojny północnej* (Kraków 1925) umfangreiche Passagen aus dem Tagebuch zitierte oder zumindest paraphrasierte. Angesichts der unwiederbringlichen Zerstörung der Warschauer Handschrift kamen die Hrsg. zu dem Schluss, dass nur über die Berücksichtigung von Auszügen aus dem Buch Feldmans die Möglichkeit besteht, Einblicke in den Inhalt des Tagebuchs aus den Jahren 1707 und 1708 zu gewähren.

Der wissenschaftliche Apparat bietet ausführliche Erläuterungen zu den im Text genannten Personen, Orten und Ereignissen sowie den schwierigeren altpolnischen und lateinischen Phrasen. Die Textvarianten sind sorgfältig aufgezeichnet. Das Werk wird um ein Personenregister und ein Wörterbuch der altpolnischen Ausdrücke und Redewendungen ergänzt. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass das besprochene Buch ein Beispiel für eine sorgfältige editorische und philologische Arbeit darstellt und das Wissen über die Geschichte der polnisch-litauischen Adelsrepublik am Anfang des 18. Jh. beträchtlich bereichert.

**Wortgewalten.** Hans von Held. Ein aufgeklärter Staatsdiener zwischen Preußen und Polen. Hrsg. von Joachim Bahlcke und Anna Joisten. Deutsches Kulturforum östliches Europa e. V. Potsdam 2018. 417 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-936168-81-5. (€ 19,80.)

Die Zeit zwischen dem Tod von König Friedrich II. (1786) und der verlorenen Schlacht bei Jena und Auerstedt (1806) gehört zu den verhältnismäßig wenig erforschten Kapiteln der preußischen Geschichte. Dies betrifft besonders die Rückwirkungen auf die Gesamtmonarchie, die von den umfangreichen Gebietserwerbungen durch die zweite und dritte Teilung Polen-Litauens ausgingen. Daher ist es sehr zu begrüßen, dass der in Zusammenarbeit mit dem Potsdamer Kulturforum entstandene, dem in der auf ehemals polnischem Gebiet entstandenen Provinz Südpreußen lange Zeit tätigen Beamten Hans von Held gewidmete Sammelband weit mehr leistet, als nur Einblicke in dessen Biografie zu geben. Entstanden ist vielmehr ein breit gefächertes Panorama der preußischen Geschichte in der Zeit um 1800, das ausgehend von den Tätigkeitsschwerpunkten Helds vor allem die Entwicklung der Verwaltung, der preußisch-polnischen Kontakte und der Publizistik abbildet.

Einleitend schildert die Mithrsg. Anna Joisten kurz den Lebensweg des Sohnes eines im schlesischen Glogau stationierten preußischen Offiziers. Held erlangte eine gewisse Berühmtheit vor allem deshalb, weil er zu jenen Beamten gehörte, die öffentlich scharfe Kritik an der Verwaltung in den ehemals polnischen Gebieten äußerten, und deswegen 1801 zu anderthalbjährigem Festungsarrest verurteilt wurde. Auf diesen ersten Aufriss von Helds Biografie folgen Beiträge zur zeitgenössischen Politik und Verwaltung in Preußen (Tobias Schenk) und speziell in Schlesien (Joachim Bahlcke), in Polen (Hans-Jürgen Bömelburg) und speziell in Südpreußen (Markus Krzowska). Anschließend analysiert Roland Gehrke die für die Biografie Helds zentrale Problematik der Neuvergabe von Gütern, die von der Verwaltung nach dem Kościuszko-Aufstand von 1794 in Süd- und Neuostpreußen eingezogen worden waren. Die von Held und anderen öffentlich vorgetragene Kritik des dabei von Provinzialminister Karl Georg von Hoym verfolgten Verfahrens als Korruption ungeheuren Ausmaßes kann Gehrke weitgehend widerlegen, verweist aber auf deren Bedeutung als Zeichen einer zunehmend kritischen Einstellung von Teilen der Beamenschaft gegenüber traditionellen Formen der Patronage.

Die publizistische Tätigkeit Helds, die im Rahmen dieser Auseinandersetzungen mit der Veröffentlichung des sog. „Schwarzen Buches“ der vergebenen Güter ihren Höhepunkt fand, aber keineswegs darauf beschränkt war, schildert ausführlich Joisten. Eingerahmt wird ihr Beitrag von mehreren Aufsätzen, die Einblick in die Entfaltung einer aufgeklärten Öffentlichkeit im östlichen Preußen geben. Geschildert werden die bürgerliche Geselligkeit in Glogau (Bahlcke) und Posen (Wolfgang Kessler), die dynamische Entwicklung von Leseverhalten und Druckwesen (Esther-Beate Körber), die Zensur und ihre Umgehung (Christine Haug), die Reaktionen auf die Französische Revolution und die polnische Maiverfassung in der deutschsprachigen Publizistik (Gehrke) und schließlich die Presselandschaft in Preußen und Polen sowie besonders in Südpreußen (Matthias Barkowski). Daniel Hohrath ordnet darüber hinaus, ausgehend vom Festungsarrest Helds, die unterschiedlichen Formen von Festungsstrafen in die preußische Strafrechtspraxis ein, und Wolfram Siemann schildert, verbunden mit einer äußerst positiven Darstellung der politischen Vorstellungen Klemens von Metternichs, die Diskussionen auf dem Wiener Kongress über die Zukunft Polens. Den Band beschließt ein weiterer Beitrag von Joisten, der die späteren Interpretationen des Wirkens von Held in den Blick nimmt. Überzeugend verdeutlicht die Autorin, wie sehr die Einschätzungen dessen kritischen Auftretens von der Einstellung der jeweiligen Autoren zur preußischen Bürokratie geprägt wurden.

Den abschließenden Überlegungen Joistens, dass sich anhand der Biografie Helds wesentliche Entwicklungen der Epoche und besonders der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte analysieren lassen, kann unbedingt zugestimmt werden. Der vorliegende Band ist selbst ein klarer Beleg dafür. Allerdings fällt auf, dass der Fokus auf die preußische Beamenschaft zu zumindest partiellen Übernahmen von deren Wahrnehmung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse führt, auch wenn das Bemühen, auch der polnischen



Sicht gerecht zu werden, durchaus erkennbar ist. Die von der Überzeugung eigener Fortschrittlichkeit geprägte, zeitgenössische deutsche Sicht auf alle fremden Gesellschaften, die Bernhard Struck am Vergleich von Frankreich- und Polenreisen verdeutlicht hat<sup>1</sup>, kommt allerdings nicht zur Sprache, und die für preußische Beamte typische Verbindung von Gesellschaftskritik mit antipolnischen Ressentiments wird zwar thematisiert, aber ihre legitimatorische Funktion für deren Herrschaftsanspruch nicht wirklich ausgeleuchtet.

In diesem Kontext kommt es gelegentlich zu irritierenden Aussagen: etwa wenn der mit einer größeren Abbildung vorgestellte Weichselzopf (*plica polonica*), eine vollständige Verfilzung des Haarschopfes, die vor allem in der bäuerlichen Bevölkerung anzutreffen war und zeitgenössisch häufig mit mangelnder Hygiene assoziiert oder magischen Vorstellungen zugeschrieben wurde, als Mode des polnischen Adels beschrieben wird, obwohl dieser sonst eher dafür bekannt ist, sich den Schädel rasiert zu haben. Andererseits wird die Wahrnehmung der preußischen Beamten durch ihre polnische Umgebung als arrogant, herrschsüchtig und im Alltag ungeheuer korrupt fast gar nicht angesprochen. Eine etwas stärkere Berücksichtigung polnischer Forschungsperspektiven, eventuell durch Einbeziehung polnischer Autorinnen und Autoren, hätte den Band in dieser Hinsicht vielleicht noch ausgeglichener gestalten können.

Auch dann könnte er allerdings den Mangel an neueren Forschungen zur Geschichte der preußischen Ostprovinzen zwischen 1793 und 1806 nicht ausgleichen. Es fehlen hier – angesichts der Vielzahl der unterschiedlichen Themen und Beitragenden letztlich verständlich – übergreifende Analysekonzepte, die es erlauben würden, der zwiespältigen Rolle und Situation von preußischen Beamten in den ehemals polnischen Gebieten wirklich gerecht zu werden. Ältere Konzepte von Modernisierung und Bürgerlichkeit blenden häufig zu sehr die Eigenlogik von Macht und Herrschaft der sich als fortschrittlich legitimierenden Verwaltung und ihrer sich als bürgerlich beschreibenden, teilweise aber, wie Held selbst, durchaus adligen Akteure aus. Sie sollten stärker mit Konzepten zur Erforschung (post)kolonialer Verhältnisse und vor allem diskursiver Konstruktion von Ungleichheit verbunden werden.<sup>2</sup> Angesichts der steilen Karrieren einiger zuvor in Süd- und Neustpreußen tätigen Beamten während der preußischen Reformzeit hätte dies zudem den Reiz, auch diese Epoche aus einem neuen Blickwinkel betrachten zu können.

Das Fehlen solcher Perspektiven ist dem reich illustrierten und gut lesbaren Band, der sich ganz augenscheinlich nicht in erster Linie an die Fachwissenschaft wendet, letztlich nicht vorzuwerfen. Vielmehr soll hier positiv hervorgehoben werden, dass er die Möglichkeiten aufzeigt, die seine Themen für neue Forschungen bieten. Die Vielzahl der Anmerkungen zu den Aufsätzen ermöglicht zudem einen guten Einblick in den aktuellen Stand der Fachliteratur. Dem Band ist also nicht nur zu wünschen, dass er auf Interesse bei einem breiten Publikum stößt, sondern auch, dass er von der Fachöffentlichkeit rezipiert wird.

Berlin – Halle (Saale)

Karsten Holste

<sup>1</sup> BERNHARD STRUCK: Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850, Göttingen 2006.

<sup>2</sup> Vgl. dazu grundlegend MICHAEL G. MÜLLER: Die Historisierung des bürgerlichen Projekts – Europa, Osteuropa und die Kategorie der Rückständigkeit, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 29 (2000), S. 163-170.

**Katrin Lehnert: Die Un-Ordnung der Grenze.** Mobiler Alltag zwischen Sachsen und Böhmen und die Produktion von Migration im 19. Jahrhundert. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 56.) Leipziger Universitätsverlag. Leipzig 2017. 461 S. ISBN 978-3-96023-005-450. (€ 64,-)

Als ein österreichischer Grenzjäger 1840 einen (vermeintlichen) Schmuggler am Grenzübergang hinderte, traf ihn der Zorn der sächsischen Bevölkerung, die den Tatverdächtigen und seine Ware befreite und zusammen mit dem Zöllner nach Sachsen brachte,

der sich erinnerte: „Ich konnte der Menschen Anzahl, welche aus mehr als 100 Mann bestehen konnte, nicht widerstehen [...] und [sie] schlugen theils mit Fäusten als Stöcken mich als wehrlos nach Belieben“ (S. 181). Diese Episode illustriert anschaulich, dass die Herstellung von Grenzen und die Kontrolle von Mobilität umkämpfte Prozesse waren, die täglich und von ganz unterschiedlichen Akteuren gestaltet wurden. Katrin Lehnerts sehr gut strukturierte und flüssig geschriebene Studie, mit der sie sich 2013 an der LMU München promoviert hat, beschreibt ausgehend von der Grenzregion zwischen Sachsen und Böhmen die mobilen Praktiken der ländlichen Bevölkerung, die Regulierung und Kontrolle ihres mobilen Alltags und somit aus einer umfassenden Mikroperspektive die Entstehung des Migrations- und Grenzregimes im 19. Jh.

Dabei steht die Erforschung von Migration aus der Akteursperspektive im 19. Jh. vor einem großen Problem, denn die mobile Bevölkerung hat kaum Spuren hinterlassen. Entsprechend arbeitet L. mit umfangreichen Beständen aus dem Sächsischen Staatsarchiv, deren Bezüge von Landwirtschaft, Polizei, Hausierhandel über Arbeitsgenehmigungen und Heimatscheinen bis hin zu Schulen und Kirchen reichen. Darüber hinaus zieht sie kirchliche und städtische Überlieferungen sowie gedruckte Quellen hinzu und ergänzt das Material um Landkarten, Fotografien, Faksimiles von Pässen u. a.

Mit dem Fokus auf kleinräumige Mobilität<sup>1</sup> verbindet die Vf. Migrations- und Mobilitätsforschung und nutzt dazu den Ansatz der ethnografischen Grenzregimeanalyse, der hier im Sinne der Historischen Anthropologie produktiv auf zeitlich zurückliegende Verhältnisse übertragen wird. In der Einleitung werden die genannten Perspektiven präzise erklärt und ihr Nutzen für die Untersuchung historischer Grenzen, Grenzregionen, Migrationen und Mobilitäten erläutert: „Im Mittelpunkt steht die alltägliche Mobilität [...] und die Frage, von wem diese Mobilität wann und warum als grenzüberschreitend wahrgenommen bzw. als Objekt von Kontrollmechanismen identifiziert, klassifiziert und reguliert wurde“ (S. 36). Es geht um lokale, sprachliche, konfessionelle, soziale Grenzen, die oft nicht mit Zoll- und Staatsgrenzen übereinstimmen.

Zunächst stellt L. die Herrschaftsentwicklung des Gebietes in der Oberlausitz und im angrenzenden Böhmen vor, d. h. im Dreiländereck zwischen Preußen, Sachsen und Österreich, denn die Region und ihre Kommunen unterstanden seit dem frühen Mittelalter unterschiedlichen Regierungsgewalten. Nicht nur deshalb musste eine „lineare“ Staatsgrenze auch im 19. Jh. noch durchgesetzt werden, die Grenze selbst war häufig „prekär, bruchstückhaft“ (S. 65). So wechselten noch Mitte des Jh. einige Enklaven und ihre Bevölkerungen die staatliche Zugehörigkeit, um den Grenzverlauf zu begradigen, wie L. detailliert und anhand von Kartenmaterial rekonstruiert. Die Situation in den Ortschaften entlang der Grenze wird auch in den folgenden Kapiteln immer wieder einbezogen, die lokale Bedeutung von Mobilität und ihrer Kontrolle dadurch deutlich herausgearbeitet.

Im zweiten Kapitel stehen Konfession, religiöser Alltag, Kirchen- und Schulbesuch im Zentrum, war Sachsen doch protestantisch und Böhmen katholisch, sodass die zahlreiche grenzüberschreitende Nahmigration zu ganz unterschiedlichen Problemen im Alltag der Menschen (und für die Behörden) führte. Mit Blick auf einzelne Gemeinden wie auch auf umstrittene Fälle von Schulbesuchen und konfessioneller Erziehung zeigt sich, dass das Ziel einer homogenisierten Staatsbevölkerung auch durch die Grenzbegradigungen nicht erreicht wurde. Anschließend widmet sich die Vf. Wirtschaft, Schmuggel und Zoll. Die ökonomischen Beziehungen zwischen Sachsen und Böhmen waren eng, denn viele Waren wurden beiderseits der Grenze produziert und konsumiert, auch die grenzüberschreitende Arbeitsmobilität war gleichbleibend hoch. Aus diesem Grund wurde die Mobilität der Bewohner/innen zunehmend reguliert (viertes Kapitel), wurden nach den Zoll- auch Perso-

<sup>1</sup> Zu diesem Thema siehe auch KATRIN LEHNERT, LUTZ VOGEL (Hrsg.): *Transregionale Perspektiven. Kleinräumige Mobilität und Grenz Wahrnehmung im 19. Jahrhundert*, Dresden 2011.

nenkontrollen, Legitimationsscheine und Pässe eingeführt – wogegen sich die lokale Bevölkerung wehrte, wie der eingangs erwähnte österreichische Grenzjäger schmerzhaft am eigenen Leibe erfahren musste. Ob seine Angreifer ausfindig gemacht und verurteilt wurden, ist übrigens nicht überliefert. Dass sich die Bevölkerung beiderseits der Grenze von den zunehmenden Kontrollen schikaniert fühlte, während Schmuggel häufig der Existenzsicherung diente, macht KL an unterschiedlichen Beispielen deutlich.

Was die Autorin schon in den ersten Kapiteln entfaltet, argumentiert sie im fünften Kapitel noch einmal gesondert: Die Grenze war ein sozialer Raum. Der Arbeitsalltag im Grenzgebiet weist darauf hin, dass Mobilität und Immobilität sich häufig abwechselten, insbesondere bei landarmen oder landlosen Schichten, wie Heimweber/innen, Dienstpersonal, Tagelöhner/innen oder Fabrikarbeiter/innen. Die Bevölkerung war also von den verschiedenen staatlichen Regelungen, von Praktiken der lokalen Verwaltung, von der Entwicklung des (europäischen) Arbeitsmarktes und von übergreifenden Diskursen um Mobilität direkt betroffen. Dass sich diese Debatten zunehmend nationalisierten, wird abschließend mit der Entwicklung der antislawischen Migrationskontrolle im ausgehenden 19. und frühen 20. Jh. thematisiert (im Vergleich mit den antipolnischen Maßnahmen Preußens).

Das Buch nimmt gleich mehrere wichtige Aspekte der neueren Forschung auf: Nicht nur stellt L. die historischen Subjekte in den Mittelpunkt, sondern sie geht auch ländlichen Migrationsbewegungen nach, beides Desiderate in der einschlägigen Forschung. Mit ihrer dichten Beschreibung kann sie historische Mobilitäten und zugleich die Geschichte der (mehr oder weniger) sesshaften Bevölkerung nachzeichnen, fragt aber auch nach zeitgenössischen Wahrnehmungen und Diskursen von und um Mobilität, Grenzen und Fremdheit. Diese theoretisch unterfütterte und quellengesättigte Untersuchung leistet einen wichtigen Beitrag zur historischen Migrationsforschung und setzt einen hohen Maßstab für zukünftige Studien.

Bielefeld

Levke Harders

**Exploring Loyalty.** Hrsg. von Jana Osterkamp und Martin Schulze Wessel. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 136.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen – Bristol, CT 2017. VI, 240 S., Ill. ISBN 978-3-525-37317-0. (€ 50,-)

Das vorliegende Buch fokussiert auf vielfältige Aspekte der Loyalität am Beispiel kleinerer Nationen in den osteuropäischen Kaiserreichen, bei Minderheiten und in der Gesellschaft oder in spezifischen Gruppen im Staatssozialismus. Loyalität wird in der geschichtlichen Perspektive zu einem Komplex, der verschiedene Ebenen und Verhaltensformen der Gesellschaft betrifft. Die eigentliche Logik, die Loyalität zugrunde liegt, ist ohne eine multidimensionale Sichtweise oder die Emotionsgeschichte nicht möglich. Meistens bilden die Loyalitäten einen Komplex von Beziehungen zu verschiedenen Persönlichkeiten (Herrschern), zur Staatlichkeit, zu Nationen oder zu anderen gesellschaftlichen Gruppen.

Der Band setzt sich zum Ziel, die Konzepte der Loyalität unter verschiedenen politischen Systemen zu unterschiedlichen Zeiten darzustellen. Die Autoren untersuchten Emotionen in der Kommunikation, konkurrierende Loyalitäten und auch die Beschuldigung oder Vorspiegelung von Loyalität (S. 10). Die Beiträge kann man in folgende Gruppen unterteilen: erstens politische Loyalitäten der „kleineren“ Nationen in den Imperien des 19. und 20. Jh.; zweitens Loyalitäten von Minderheiten, in diesem Fall der Prager Juden im 19. Jh.; drittens politische und besondere Loyalitäten der gesellschaftlichen Gruppen im Staatssozialismus.

Die beiden Hrsg. Jana Osterkamp und Martin Schulze Wessel eröffnen das Buch mit einer analysierenden Einführung in die Loyalitätsforschung. Mikhail Dolbilov beschäftigt sich mit Loyalität und Emotionen im Russischen Reich unter Zar Alexander II. Es war die Epoche der russischen Nationsbildung, in der die Persönlichkeit des Zaren eine besondere Rolle spielte. Tatiana Khripachenko vergleicht in ihrem Beitrag „Two Con-

cepts of Loyalty in the Debates on the ‚Polish Question‘ in Late Imperial Russia“ ein finnisches und ein polnisches Loyalitätskonzept. Die Finnen lehnten das Konzept der russischen Staatsbürgerschaft ab, und ihre Loyalität bezog sich auf den Zaren als Herrscher von Finnland. Die Polen befanden sich dagegen angesichts ihrer Eingliederung in das Russische Reich in einer anderen Position und konnten die finnische Strategie nicht einfach übernehmen, beanspruchten aber gleichzeitig auch eine Autonomie. Ihre Taktik, sich politisch stärker in der Duma zu engagieren, blieb letztlich aber ohne Erfolg.

Alexei Il'ich Miller zeigt in seinem Beitrag die russische Herangehensweise an Kleinrussen und Ukrainer im 19. Jh., die Ableger der autochthonen russischen Nation sein sollten. Mit einer weiteren Nation auf russischem Territorium, den Tataren, beschäftigt sich Franziska Davies. Die Loyalität dieser muslimischen Minderheit im Russischen Reich sollte im Rahmen der Militärreform von 1874 durch den Militärdienst erhöht werden, was aber im Gegenteil die Abneigung gegenüber dem Russischen Reich weiter vertiefte. Kroatien wiederum war für die Habsburgermonarchie, ähnlich wie die Krim für das Russische Reich, Grenzland zum Osmanischen Reich und steht im Fokus der Studie „Loyalty and Treason in Late Habsburg Croatia: A Violent Political Discourse before the First World War“ von Mark Cornwall. Kroatien zeigte als Teil Ungarns nur wenig Loyalität zur Habsburgermonarchie, deren Politik als gewaltsam empfunden wurde. Die Unterstützung der kroatischen nationalen Ideen und Identität wuchs hingegen.

Victoria Angela Craciun beschäftigt sich in ihrem Beitrag „The Democratic Party of Bukovina and Its National and Imperial Loyalties 1902-1918“ mit einem weiteren multiethnischen Grenzland der Habsburgermonarchie. Im Gegensatz zu den Kroaten versuchte der Vorsitzende der Demokratischen Partei, die gespaltene rumänische Nation unter österreichisch-ungarischer Fahne zu vereinen, die Monarchie wurde als die beste ökonomische, gesellschaftliche und kulturelle Option benannt. Peter Bugge beschäftigt sich mit dem Prozess der Nationsbildung der Tschechen, die aber gleichzeitig bis zum Ersten Weltkrieg dem Kaiser treu blieben. Der folgende Aufsatz von Martina Niedhammer knüpft an Brugges Beitrag an und bearbeitet die Multipolarität der Loyalität bei der mittelständischen jüdischen Bevölkerung Prags in der ersten Hälfte des 19. Jh.

Die weiteren Artikel beschäftigen sich mit dem 20. Jh. und insbesondere mit dem Staatssozialismus. Doris Danzer befasst sich mit dem Schicksal der Intellektuellen in der DDR. Helene Tóth analysiert die Namensgebung an Kinder in Ungarn 1880-1889. Je nach politischem System wurden unterschiedliche Namen und Namensveränderungen präferiert. Die Menschen zeigten so ihre Bereitschaft, einer bestimmten politischen oder gesellschaftlichen Gruppe anzugehören. In mehreren Wellen wurden die Namen germanisiert, magyarisiert oder anderweitig verändert.

Die Teilrepubliken der Sowjetunion hatten alle ihre eigene Geschichte, und zumeist erben ihre Nachfolgestaaten Gesellschaften mit einer gespaltenen Loyalität. Todd H. Weir unterscheidet mehrere Perspektiven der Loyalität zum „Soviet bloc“ in den Parolen und Slogans der Kommunistischen Partei. Als ein besonderes Beispiel nimmt Jens Boyesen militärische Loyalität näher in den Blick. Die Beispiele DDR und Volksrepublik Polen 1970-1990 zeigen die Spezifika der Loyalität der militärischen Eliten, die sich auch innerhalb des Ostblocks unterschieden.

Alle Beiträge des Buches zeigen Beispiele von Loyalität oder loyalen Verhalten einzelner gesellschaftlichen Gruppen. Das Ziel, ein Konzept von Loyalität unter verschiedenen Systemen und Aspekten zu entwerfen, wird somit erreicht. Es wird allerdings keine umfassende Perspektive angeboten, sondern es handelt sich eher um interessante Fallstudien, die Teilchen eines größeren Mosaiks darstellen.

**Domokos Kosáry: Ungarn und die internationale Politik 1848-1849.** Hrsg. von Andreas Oplatka und Franz Adlgasser. (Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie, Bd. 36.) Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 2017. 592 S. ISBN 978-3-7001-7966-5 (€ 89,-)

Die Geschichte der ungarischen Revolution und des Freiheitskrieges gehört zu den „großen“ Themen der ungarischen Historiografie. Allein zum 150. Jahrestag dieses Ereignisses erschienen über 250 Veröffentlichungen. Die Revolution gilt als ein zentraler Wendepunkt in der ungarischen Geschichte und als konstitutives Element nationaler Identität. Daher verwundert es wenig, dass in den Publikationen der hungarozentrische Fokus dominiert. Das nun in deutscher Sprache posthum erschienene Spätwerk des ehemaligen Präsidenten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Domokos Kosáry (1913-2007), setzt sich mit diesem Thema aus internationaler Sicht auseinander. K. nimmt in 23 Kapiteln nicht nur laufend Perspektivwechsel vor, sondern nähert sich auch präzise und detailgesättigt mit wechselnder Tiefenschärfe seinem Ziel, die Wirkungsmechanismen der internationalen Politik auf Ungarn darzustellen. Dabei vergleicht er mit intellektuellem Scharfsinn die unterschiedlichen politischen Erwartungen, Interessen, Enttäuschungen in einer Zeit des Umbruchs. K. verlässt die ausgetretenen ideologischen Deutungspfade, die insbesondere in der Zeit des Staatssozialismus die Rolle des „Vaters Kossuth“ zum visionären Revolutionär und Freiheitskämpfer verklärten, und weitet die Perspektive hin zu einer vernetzten multiperspektivischen, internationalen Betrachtung der Ereignisse. Dabei geht er von dem Paradigma aus, dass die Vorgänge in Ungarn in großer Abhängigkeit von gesamteuropäischen Entwicklungen gestanden hätten. Nicht selten kritisch ist sein Blick auf die Politik des Wiener Hofes. Das hindert ihn jedoch nicht daran, die romantisch konnotierte ungarische Sichtweise auf die Revolution immer wieder in Frage zu stellen.

Der Autor besticht mit einer überragenden Detailkenntnis der Politik und der Strategien der damaligen Großmächte, der Nachbarn Ungarns, aber auch der unterschiedlichen „nationalen“ Bewegungen im Königreich Ungarn selbst. Immer wieder werden sowohl die Haltungen der unterschiedlichen Länder, Mächte, Bewegungen und Diplomaten bis in kleinste Verästelungen als auch die Auswirkungen ihrer Aktivitäten analysiert. Insbesondere zwei Akteure gilt seine mehrfach bekundete Bewunderung: dem Staatsreformer István Graf Széchenyi (z. B. S. 47, 219, 220, 522) und László Graf Teleki, der ab August 1848 in Paris als Chefdiplomate die Sache der ungarischen Revolution vertrat (z. B. S. 158, 329, 522).

K. setzt sich dabei nicht primär mit der Geschichte der Revolution und des Freiheitskampfes näher auseinander, sondern deutet diese im Licht der internationalen Politik; es werden daher Kenntnisse über diesen bedeutsamen Abschnitt der ungarischen Geschichte vorausgesetzt. Der Vf. vermittelt dennoch tiefe Einblicke in den ungarischen Diskurs (Kap. 17). Für ihn handelte es sich nicht um eine gescheiterte, vergebliche Revolution, „die Anstrengungen und die Opfer“ seien nicht „ergebnislos“ gewesen. Nur so sei es gelungen, die „Feudalordnung“ zu überwinden. Außerdem sei es zu einer „außerordentliche[n] Entfaltung von Kräften“ der vorher „beinahe unbekannt[e] Nation“ gekommen, die sie „zu einem internationalen politischen Faktor machte“ (S. 520 f.).

Zweifellos liegt die Stärke des Buches in der detailgesättigten, überaus kenntnisreichen Darstellung und Interpretation der komplexen Auswirkungen internationaler Politik. Gleichwohl wäre es wünschenswert gewesen, die „Puzzleteile“ der mitunter wenig verzahnten einzelnen Kapitel besser zu verknüpfen. So wirken sie nicht selten wie isolierte, faktengeschwängerte inhaltliche Blöcke, und es bleibt dem Leser überlassen, sich die inhaltlichen Anschlussstellen zu merken. Überleitungen zum nächsten Kapitel fehlen in aller Regel (Ausnahme etwa Kap. 20/21). Als Auftaktkapitel, Einleitung und zum Gesamtverständnis wären sicherlich die Kap. 15 „Nationen und Reiche in Ostmitteleuropa“ und 17 „Die Ungarn und die benachbarten Nationen“ nicht deplatziert gewesen. Auch bleibt die Geschichte der nicht unerheblichen deutschen Minderheit im Königreich fast gänzlich un-

berührt; das hätte wohl zusätzlicher Grundlagenforschung bedurft. Dessen ungeachtet bleibt jedoch der Eindruck eines beachtlichen, großen Werkes haften.

Tübingen

Karl-Peter Krauss

**Wolfgang Göderle: *Zensus und Ethnizität.*** Zur Herstellung von Wissen über soziale Wirklichkeiten im Habsburgerreich zwischen 1848 und 1910. Wallstein Verlag, Göttingen 2016. 330 S., Ill. ISBN 978-3-8353-1732-1. (€ 34,90.)

Die zwischen 1869 und 1910 abgehaltenen Volkszählungen der Habsburgermonarchie waren mehr als nur statistische Erhebungen, die zur Professionalisierung der Demografie und (verwaltungsrelevanten) Statistik führten. Sie lieferten den Statistikern und Verwaltungsbeamten eine sehr konkrete Vorstellung von den Zuständen in der Habsburgermonarchie und produzierten zugleich auch den Akteuren der Nationalitätenpolitik vor Ort Wissen über die Struktur ihrer jeweiligen Gruppe. Da diese Momentaufnahme der ethno-konfessionellen und (letztlich auch sozialen) Verhältnisse auf standardisierten (Selbst-)Zuschreibungen beruhen, wurden sie zu Zäsuren der nationalen Identitätsfindung. Zugleich stellte die Konfrontation mit dem Erfassungsformular für viele Staatsangehörige die erstmalige Kontaktaufnahme mit dem imperialen Staat, seinen Symbolen und Insignien dar.

Die Volkszählungen der Habsburgermonarchie sind in vielfacher Hinsicht ein Bezugspunkt für die moderne Forschung zu diesem multiethnischen Imperium, lieferten sie doch in regelmäßigen Abständen eine umfassende Bestandsaufnahme vor allem der ethno-konfessionellen Verhältnisse, ohne dass aber hierzu eine Synthese verfasst worden wäre. Dass sie als Instrumente der Durchstaatlichung und zugleich als Wissensproduzenten *per se* für die historische Forschung von hohem Interesse sind, zeigt die vorliegende Studie. Ausgehend von der Prämisse, dass die Volkszählungen nicht ausschließlich ein Nationalisierungsdispositiv waren, sondern ein imperiales Instrument, wissenschaftliche Praxis und Verwaltungstätigkeit gleichermaßen, betrachtet sie Wolfgang Göderle unter der sehr fruchtbaren Perspektive einer Wissenschaftsgeschichte. Deutlich wird, dass das in dem jeweiligen Zensus produzierte Wissen als Ressource zur Herrschaftsausübung ebenso genutzt wurde wie zur Darstellung und Herstellung von sozialer Differenz. Hierbei kommt er zu dem Schluss, dass ethnisches und nationales Wissen einerseits nach außen abgrenzend und andererseits nach innen integrierend wirkte, auch wenn dieser Prozess facettenreich und nicht gradlinig verlief. Daher seien in der sich als pluralistisch und heterogen verstehenden cisleithanischen Reichshälfte Vorstellungen des Nationalen zu einer kollektiven Sinnstiftung in anderer Weise herangezogen als in den hegemonialen Diskursen über Nation in anderen Ländern.

Hierzu untergliedert der Vf. seine Studie in drei Hauptkapitel, nachdem er die analyseleitenden Begrifflichkeiten und Perspektiven einführend definiert hat. Das erste Hauptkapitel diskutiert die Durchführung des Zensus, also die Frage, wie staatliches Wissen über die Gesamtheit der (cisleithanischen) Staatsbürger hergestellt werden konnte, und legt seinen Schwerpunkt auf den ersten Zensus des Jahres 1869. Insbesondere den Überlegungen Bruno Latours<sup>1</sup> folgend, zeigt er, wie sich Informationen veränderten, wenn sie auf den verschiedenen Ebenen kondensiert wurden. Der Vf. zeigt damit, dass die Volkszählung von 1869 eine Technik der Reichsverwaltung war, um die soziale Realität lesbar zu machen, weil hier erstmals durch Standardisierungen und Normierungen identische Maßstäbe und imperiales Wissen in neuer Dimension geschaffen worden waren. Zugleich sei sie, so sein Befund, in Verbindung mit Praktiken der Landesaufnahme und der Errichtung eines territorialen Sicherheitsapparates, der Gendarmerie, ein wichtiger Bestandteil der „effizienten behördlichen Architektur“ (S. 111) gewesen, die ihren Preis in der stärker werdenden

<sup>1</sup> Vor allem BRUNO LATOUR: *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt a. M. 2002.

Bürokratisierung hatte. Zugleich sei der Zensus zu einem wichtigen Bestandteil der sich entwickelnden Raumvorstellungen geworden, sodass der Vf. resümiert, der Zensus sei zu einem zentralen Bestandteil einer Reihe von Praktiken der imperialen Wissenserzeugung geworden.

Das zweite Hauptkapitel ist der Rolle, den Funktionen und dem Personal der zuständigen Behörde, der Statistischen Central-Commission, gewidmet, um die sich verändernde Auffassung von Objektivität und wissenschaftlicher Rationalität zu beleuchten. Indem er den Schwerpunkt auf den Zensus von 1890 legt, kann G. diskutieren, wie sich eine Eigenlogik entwickelte und die Erfassungsfelder in einem transnationalen Kontext verhandelt wurden. Aus dem Wechselverhältnis des institutionalisierten internationalen wissenschaftlichen Diskurses und der wachsenden Rolle der Administrationsstatistik als moderne Verwaltungstechnik sei eine Dynamik erwachsen, so G., welche die „finale Auskristallisierung der faktischen Form von Nationalstaaten“ (S. 190) erheblich beeinflusst habe.

Im abschließenden Hauptkapitel zeigt der Vf., wie dieses produzierte Wissen in die breitere Öffentlichkeit vermittelt wurde und wie sich hieraus diskursive Stränge ergaben. Hierbei bezieht er dann spezielle Erhebungen wie die sogenannte „Zigeuner-Conscription“ ein, um zu zeigen, wie statistisches Wissen durch die Öffentlichkeit verändert wurde. Er sieht hierin eine wesentliche Quelle für die Etablierung von „Ethnizität“ als kognitive Entität: Durch Objektivierung und Quantifizierung sei Ethnizität evident gemacht worden. Durch die internationalen Aktivitäten der habsburgischen Administrationsstatistiker habe sich gerade die Sprachenzählung zur „Hauptachse“ (S. 277) entwickelt, wodurch letztlich eine weitere Nutzbarkeit von Resultaten verhindert worden sei. Zugleich sei auf der niederen Verwaltungsebene die Ethnisierung ein wirksames Mittel gewesen, soziale Ordnungen, etwa hinsichtlich der „Zigeuner“, festzuschreiben. G. beschreibt hierdurch auch, wie sich Wissenschaft, Politik und Administration zunehmend verschränkten und (statistisches) Wissen derart zunahm und unübersichtlich wurde, dass eine weitere Professionalisierung unumgänglich war. Somit kommt er abschließend zu einem für ihn überraschenden Befund, der aber bereits von der Forschung durchaus herausgearbeitet wurde: Ethnizität sei als Faktor der Identitätsbildung und damit als „Herrensingifikant“ (S. 280) im ausgehenden 19. Jh. vollkommen unbestritten und unbestreitbar gewesen, auch wenn es nicht gelungen sei, eindeutige Zuschreibungen von Individuen zu ethnischen Gruppen vorzunehmen.

Insgesamt folgert der Vf. in der durchweg sehr gut lesbaren Studie, dass der Zensus zwar vorgab, Wirklichkeit zu vermessen, faktisch aber diese „Vermessung“ erst ihren Gegenstand hervorbrachte. Hiermit reiht sich diese kenntnisreiche Studie in die Gruppe wichtiger neuerer Arbeiten zur Habsburgermonarchie ein, die zeigen, dass es gerade die Praktiken des Imperiums im Namen einer „Durchstaatlichung“ waren, die zu einer Ethnisierung und der Entstehung von Nationalitätenkonflikten beitrugen.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

**Laboratorien der Moderne.** Orte und Räume des Wissens in Mittel- und Osteuropa. Hrsg. von Bernd Stiegler und Sylwia Werner. Wilhelm Fink. Paderborn 2016. 312 S., 47 Ill., 1 Tab., 6 Kt. ISBN 978-3-7705-6013-4. (€ 39,90.)

Nicht weniger als eine „Neukartierung der Moderne in Europa“ (S. 8) soll in diesem Band unternommen werden und dass Literatur- und Kunstschaffende, Geisteswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus dem mittel- und osteuropäischen Raum in eine Geschichte der europäischen Moderne eingeschrieben werden müssen, bestätigt *Laboratorien der Moderne* auf überzeugende Weise.

Ob sich eine mittel- und osteuropäische Moderne durch spezielle Charakteristika auszeichnet, lässt der Band offen – und vielleicht ist das auch richtig so, handelt es sich doch um den Versuch, unser Wissen über die kulturelle Moderne überhaupt um den ostmitteleuropäischen Raum zu ergänzen. Eine verallgemeinernde Charakterisierung einer so heterogenen Region wäre da vermutlich fehl am Platze. Eine explizite Thematisierung des für

den Band leitenden Moderne-Konzepts wäre jedoch hilfreich gewesen. In der Geschichtswissenschaft, aus deren disziplinärer Perspektive diese Rezension geschrieben ist, wurde der Moderne-Begriff mit dem einflussreichen Konzept der *multiple modernities* von Shmuel N. Eisenstadt pluralisiert.<sup>1</sup> Bernd Stiegler und Sylwia Werner sprechen in ihrer Einleitung ebenfalls von der „Verschiedenheit von Modellen der Modernität in Mittel- und Osteuropa“ (S. 9). Andererseits soll mit dem Band vorgeführt werden, inwiefern intellektuelle und künstlerische Entwicklungen in diesem Raum „als modern zu bezeichnen sind“ (S. 8). Es gehe darum, in Mittel- und Osteuropa entwickelte „Konzeptionen auf ihre Modernität zu befragen“ (S. 12). Hier gehen die Hrsg. also von einem stabilen Moderne-Begriff aus, an dem sich der ostmitteleuropäische Raum messen lassen muss.

Dass es auf der Suche nach Modernität in Mittel- und Osteuropa viel zu entdecken gibt, wollen die Hrsg. mit der Metapher der „Laboratorien der Moderne“ verdeutlichen. Das Laborhafte der ostmitteleuropäischen Modernität sehen sie in einer für den Raum spezifischen Verschränkung wissenschaftlicher und künstlerischer Diskurse. Die intensive Zirkulation von Ideen zwischen Kunst und Wissenschaft habe „Experimentierfelder“ (S. 8) entstehen lassen, die epistemisch besonders produktiv gewesen seien. Mit der Metapher der „Laboratorien der Moderne“ betonen sie zudem eine besondere epistemische Produktivität dieses Raums, die sie in einer spezifischen Verschränkung wissenschaftlicher und künstlerischer Diskurse begründet sehen.

In dieser Offenheit des konzeptuellen Rahmens wählen die einzelnen Beiträge jeweils ihren eigenen Umgang mit dem Modernebegriff und der Metapher des Labors.

Eine Spezifität der ostmitteleuropäischen Moderne beschreiben die den Band eröffnenden Beiträge von Peter Stachel und Moritz Csáky. Sie erkennen in der Multiethnizität und Mehrsprachigkeit urbaner Kultur in der Habsburgermonarchie das zentrale Charakteristikum der dortigen Moderne.

Die kulturelle Hybridität des städtischen Raums ist auch der Ausgangspunkt von Manfred Weinbergs Analyse. Die literarische Moderne Prags sei durch die Ambivalenz einer sich abgrenzenden nationalisierenden Kultur auf der einen Seite und eines Verschwimmens dieser vermeintlich geschlossenen Einheiten auf der anderen gekennzeichnet.

In Czernowitz, so Andrei Corbea-Hoisie in seinem Beitrag, sei die kulturelle Hybridität gar Voraussetzung für den Einzug der Moderne in die Stadt gewesen. Die urbane Moderne habe sich jedoch nicht gegen das von „archaischen Denkweisen“ geprägte „Hinterland“ (S. 147) durchsetzen können. Viele Künstler und Intellektuelle zog es deshalb ins kosmopolitische Wien, und die Chance auf einen „plurinationalen Bukowinismus“ wurde vergeben.

Das Denkkollektiv Lajos Kassáks, so lässt der Beitrag von Stiegler schließen, überwand zwar ebenfalls nationale Grenzen, speiste sich jedoch nicht aus seiner unmittelbaren multiethnischen Umgebung. Die von Kassák zunächst in Budapest und ab 1919 im Wiener Exil herausgegebene avantgardistische Zeitschrift *Ma* war stets international ausgerichtet. Seine Idee eines künstlerischen Konstruktivismus war sogar explizit global orientiert und bestrebt, die gesamte Welt aus der Kunst heraus neu zu schaffen.

Auch die Polonistik im Warschau und Wilna der Zwischenkriegszeit, so zeigt Schamma Schahadat, suchte über den Anschluss an den russischen Formalismus seine Funktion über die Aufrechterhaltung der polnischen Kultur hinaus auszuweiten und Anschluss an die moderne europäische Literaturwissenschaft zu gewinnen.

Einen expliziten Versuch, die zentraleuropäische Moderne nicht als das Andere im Vergleich zur westlichen erscheinen zu lassen, unternimmt Claus Zittel in seinem eindrucksvollen Beitrag. Anstatt die Bezüge der Prager literarischen Moderne wie üblich auf Mystik, Religion und Kunst zu beschränken, zeigt der Vf., dass hier wissenschaftliches Wissen (brentanistische Wahrnehmungspsychologie) von Literaten rezipiert und inhaltlich wie po-

<sup>1</sup> SHMUEL N. EISENSTADT: *Multiple Modernities*, in: *Dædalus* 129 (2000), S. 1-29.



etologisch verarbeitet wurde. Auch Werner beleuchtet anhand einer im Lemberg der Zwischenkriegszeit geführten Debatte um den Wirklichkeitsbegriff, wie Künstler, Mathematiker und Philosophen in einen engen – wenn auch konfliktreichen – Austausch miteinander traten und die Diskursfelder sich gegenseitig beeinflussten.

Einen Überblick über modernes (im Sinne des Moderne-Begriffs der Architektur) Bauen in Breslau verschafft der Beitrag von Thomas Flierl, der moderne Hochkonjunktoren vor dem Ersten Weltkrieg und erneut in den späten 1920er Jahren verortet.

Einen explizit historisierenden Zugriff auf den Moderne-Begriff wählen die sehr instruktiven Beiträge von Friedrich Cain und Tanja Zimmermann. Cain zeigt, dass es in Warschau im ersten Jahrzehnt der polnischen Unabhängigkeit ein wahres Chaos von progressiven Ideen zur Neuordnung von Politik, Gesellschaft und Ästhetik gab, die jeweils postulierten, „modern“ zu sein. Der Vf. nutzt die Labormetapher, um dieses Chaos nicht historiografisch zu glätten, sondern die heterogenen „modernen“ Akteure und Inhalte (Stefan Żeromskis *Przedwiośnie* (Vorfrühling), das Förderprogramm der Kasa Mianowskiego, die futuristische Künstlergruppe „Blok“ und funktionalistische Architekten) in ihrer Inkohärenz und nur losen Bezügen darstellen zu können. Zimmermann analysiert, wie sich Künstler und Architekten in Südosteuropa explizit gegen eine (west)europäische „Moderne“ wandten. Sie schlossen an die selbstbewusste Eigenbeschreibung der Südslawen als archaisches Volk an und verschmolzen modernistische Stilelemente mit ägyptischen, etruskischen, mesopotamischen oder altgriechischen. Dieser „retroavantgardistische Modernismus“ gewährte der aus der antiken Vergangenheit hergeleiteten Nation ebenso Raum wie der nationalen Zukunft.

Dass eine Landkarte der kulturellen europäischen Moderne nicht nur nach Osten erweitert, sondern grundsätzlich in neuen Maßstäben gedacht werden muss, deutet der Band also an. Inwiefern der Begriff der kulturellen Moderne für den gesamten europäischen Raum (und darüber hinaus) pluralisiert werden muss, sollte weiter ausgelotet werden.

Siegen

Katharina Kreuder-Sonnen

**Rainer Bendel, Hans-Jürgen Karp: Bischof Maximilian Kaller 1880-1947.** Seelsorger in den Herausforderungen des 20. Jahrhunderts. Aschendorff Verlag. Münster 2017. 350 S., Ill. ISBN 978-3-402-13260-9. (€ 19,90.)

Bis in die Gegenwart wird das Bild von Bischof Maximilian Kaller vor allem durch zwei Motive geprägt: Kallers Aufruf an die katholischen Christen vom März 1933 zur Mitarbeit an der Erneuerung des deutschen Volkes, was ihn für viele Zeitgenossen zum Sympathisanten des NS-Regimes machte, sowie durch die Erinnerung an den „Bischof der Vertriebenen“, der in der unmittelbaren Nachkriegszeit für die heimatlos gewordenen ostdeutschen Katholiken eine seelsorgliche Betreuung organisierte. Rainer Bendel und Hans-Jürgen Karp modifizieren diese partielle Wahrnehmung durch eine differenzierte und ausgewogene Betrachtung einer durch die politischen und sozialen Verwerfungen der ersten Hälfte des 20. Jh. gekennzeichneten priesterlichen Biografie. In zehn Kapiteln entfalten sie das Bild eines Geistlichen, der sich sowohl in der katholischen Diaspora auf Rügen als auch in der Berliner Großpfarre St. Michael als guter Organisator und Seelsorger bewährte. Kaller setzte auf moderne Ansätze in der Seelsorge, insbesondere auf die Einbeziehung von Laien, auf eine intensive Jugendarbeit sowie auf persönliches Ansprechen der Gemeindemitglieder. Den Autoren gelingt es, das priesterliche Wirken Kallers in die schwierigen und krisenbeladenen Zeitumstände in der ersten Hälfte des 20. Jh., auf die Kaller in seinen Ansprachen und Hirtenbriefen einging, einzuordnen und ihn als einen wachen Zeitgenossen zu beschreiben, der den Gläubigen Halt geben und Orientierung aufzeigen konnte. All dies blieb der Berliner Nuntiatur nicht verborgen, die entscheidend daran mitgewirkt hatte, Kaller zunächst die Leitung der Freien Prälatur Schneidemühl zu übertragen und ihn 1930 als Bischof von Ermland zu berufen.

Danach besprechen die Vf. den eigentlichen Schwerpunkt der Biografie, Kallers bischöfliches Wirken in Ostpreußen und insbesondere dessen Verhalten gegenüber dem NS-Regime sowie in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Ausgehend von Kallers anfänglicher Offenheit, sich für den nationalsozialistischen Staat einzubringen, arbeiten B. und K. seine bereits kurze Zeit später erfolgte Distanzierung heraus. Sie sehen in Kaller einen durchaus mutigen Ordinarius, der auch bereit war, in seinen Ansprachen und Hirtenbriefen eine kritische Haltung gegenüber dem NS-Regime einzunehmen. Sie bescheinigen Kaller „Widersetzlichkeit“ und zählen ihn zu den regimekritischen Bischöfen innerhalb der deutschen Bischofskonferenz. Hinsichtlich des Kriegsausbruchs war sich Kaller mit seinen Amtsbrüdern, denen in dieser Frage eine kritische Distanz fehlte, jedoch gänzlich einig. Hier dominierte das patriotische Pflichtgefühl vor dem Mitgefühl gegenüber den Christen in den besetzten Ländern. Einen ähnlichen Mangel an kritischer Distanz legte Kaller bei seinem Werben für eine katholische Siedlung in den „evakuierten“ polnischen Gebieten zutage. Die Autoren sehen hierin zwar eine ausschließlich seelsorgliche Motivation Kallers (S. 187), doch dass mit der Zwangsaussiedlung von katholischen Polen eine bereits bestehende kirchliche Seelsorgestruktur zerstört worden war, schien Kaller nicht weiter beschäftigt zu haben. An dieser Stelle hätten die Autoren durchaus kritischer sein können.

B. und K. heben Kallers Weitsicht und Klarheit hinsichtlich der Nachkriegsrealitäten hervor, insbesondere die Rückkehr von ostdeutschen Flüchtlingen und Vertriebenen in ihre Heimat betreffend. Kaller erkannte sehr schnell, dass solche Erwartungen eine Illusion waren, was ihm ermöglichte, authentisch und plausibel für einen Neuanfang im Westen zu werben. Dieser Ansatz ist umso bemerkenswerter, als er selbst die Erfahrung des Heimatverlustes erlitten hatte und als Bischof von Ermland seiner Jurisdiktion verlustig wurde. (Klugerweise erliegen die Verfasser nicht der Versuchung, Kallers erzwungenen Amtsverzicht im Sommer 1945, der auf Betreiben des polnischen Primas Kardinal Hlond erfolgt war, breit zu thematisieren, und bewahren damit die Biografie vor dem Sog der Kontroverse um die sog. „Hlond’schen Vollmachten“.) Gerade in der Zeit als Bischof ohne amtliche Betätigung sprach er für viele Ostdeutsche die bittere Wahrheit aus, dass die Heimat endgültig verloren war, um ihnen aber zugleich Mut und Zuversicht zuzusprechen. Noch 1946 ernannte ihn Papst Pius XII. zum Sonderbeauftragten für die katholische Flüchtlingsseelsorge in Deutschland; dieses Amt konnte er zwar noch antreten, aber nicht mehr lange gestalten. Kaller starb am 7. Juli 1947.

Den Vf. ist eine wohltuend entpolitisierte Biografie Kallers gelungen. Frei von Polemiken suchen und finden sie in Kaller einen modernen Seelsorger und verleihen ihm so ein Profil, das in den vorherigen Diskussionen über dessen Verhalten in der NS-Zeit deutlich in den Hintergrund trat. So gelingt es ihnen, Kallers zahlreiche geistliche Facetten zu beschreiben und von der oben erwähnten selektiven Fokussierung auf einzelne bekannte Aussagen bzw. Aufgaben abzurücken bzw. diese neu einzuordnen. Dieser gut lesbaren Studie, die nicht nur an ein Fachpublikum gerichtet ist, ist eine ebenso gute Resonanz zu wünschen.

Essen

Severin Gawlitta

**Jiří Němec: Eduard Winter 1896-1982.** Zpráva o originalitě a přizpůsobení se sudetoněmeckého historika. [Eduard Winter 1896-1982. Bericht über die Originalität und Anpassung eines sudetendeutschen Historikers.] Filozofická fakulta, Masarykova univerzita. Brno 2017. 379 S., Ill. ISBN 978-80-210-8808-5.

Der sudetendeutsche katholische Priester und Historiker Eduard Winter (1896-1982) ist eine Person, die auch mehrere Jahrzehnte nach ihrem Tod immer noch Interesse weckt und Kontroversen hervorruft, was in den vielen Gesichtern begründet liegt, die Winter in der Öffentlichkeit trug, und den markanten Wendepunkten in seinem Leben, zu denen es unter dem Einfluss dramatischer politischer Umstände kam. Gerade in letzter Zeit ist ganz allgemein das Interesse an fachlich fundierten Biografien bedeutender wissenschaftlicher

Persönlichkeiten gestiegen, sofern diese in einen breiteren gesellschaftlichen Kontext und in die politischen Bahnen eingeordnet werden, auf denen sie sich bewegten. In diesem Rahmen ist zweifellos auch der Blick auf Eduard Winter interessant, wie ihn der Brüner Pädagoge Jiří Němec vornimmt, der sich schon seit Längerem Winters Schicksal widmet.<sup>1</sup> Sein Buch stellt ein sehr umfassendes Werk dar, das Winters Biografie insbesondere in Bezug auf die osteuropäische Forschung erläutert.

Im Unterschied zu einer weiteren biografischen Arbeit zu Eduard Winter, die von Ines Luft stammt<sup>2</sup> und deren Schwerpunkte insbesondere in der Erforschung der religiösen bzw. kirchlichen Dimension von Winters Leben und in gewissem Maße auch seines Persönlichkeitsprofils liegen, konzentriert sich N. stärker auf dessen Forscherprofil unter der nationalsozialistischen und kommunistischen Wissenschaftspolitik.

In einigen Momenten überschneiden sich natürlich die Monografien von N. und Luft ganz erheblich. Hierzu gehören Winters Rolle beim Entstehen und bei der Tätigkeit des Vereins „Staffelstein“, in dem sich die katholischen Aktivitäten in der Tschechoslowakei zwischen den Weltkriegen besonders nachdrücklich manifestierten. N. widmet sich jedoch den gesellschaftlichen Auswirkungen von Winters katholischen Aktivitäten weniger intensiv als Luft. Im Unterschied zu ihr legt er hier auch kein allzu detailliert herausgearbeitetes geistliches oder theologisches Profil vor. N. fragt vor allem nach den Ursachen der Anpassung der sudetendeutschen wissenschaftlichen Gemeinde, insbesondere der Geisteswissenschaften, an die nationalsozialistischen Vorstellungen von Wissenschaftspolitik und Forschungsorientierung. Die Antwort liegt für ihn in dem Umstand, dass Winter und viele weitere Fachleute in der Zwischenkriegszeit in ihren Arbeiten dazu tendierten, die deutsche kulturelle und wissenschaftliche Dominanz in den tschechischen Ländern hervorzuheben. Für einen Großteil der deutschen wissenschaftlichen Gemeinde in der Tschechoslowakei, Winter nicht ausgenommen, sei die nach dem Ersten Weltkrieg durch den Zusammenbruch der Monarchie entstandene Situation frustrierend gewesen. Diese Unzufriedenheit spiegelte sich auch in ihren Forschungen wider, die ein nationales Bild der untersuchten Wirklichkeit bevorzugten. Diese Linie setzte dann die sudetendeutsche Wissenschaft auch nach der nationalsozialistischen Okkupation der tschechischen Länder fort.

Ein großer Teil von N.s Buch beschäftigt sich mit Winters Rolle während des Zweiten Weltkriegs, als sich sein gesellschaftlicher Status und in gewissem Maß auch sein Auftreten veränderten, was mit seiner programmatischen Trennung von der katholischen Kirche, dem Abschied von seinem Priestertum und der Gründung einer Familie zusammenhing. Die gravierendste Veränderung ist jedoch mit seiner Eingliederung in das nationalsozialistische System der (sudeten)deutschen Wissenschaftspolitik im Protektorat verbunden. Winters prominente Position in der NS-Wissenschaft hing allerdings N. zufolge damit zusammen, dass er alles seinem Bestreben unterordnete, Teil des offiziellen wissenschaftlichen Diskurses zu sein und das öffentliche Geschehen wesentlich mitzugestalten. N. analysiert unter diesem Blickwinkel Winters wissenschaftliche Position auch nach dem Krieg. Winters Karriere ging nämlich unter den Bedingungen eines anderen totalitären Regimes, des kommunistischen, ungebrochen weiter. Wie N. richtig bemerkt, verbarg sich

<sup>1</sup> Jiří NĚMEC: Potíže s životopisem. K „případu“ historika Eduarda Wintera [Die Schwierigkeiten mit der Biografie. Zum „Fall“ des Historikers Eduard Winter], in: *Ad vitam et honorem. Profesoru Jaroslavu Mezníkovi přátelé a žáci k pětasedmdesátým narozeninám*, Brno 2003, S. 198-208; DERS.: War die Josephinismus-Interpretation von Eduard Winter aus dem Jahre 1943 eine nationalsozialistische Interpretation?, in: FRANZ LEANDER FILLAFER, THOMAS WALLNIG (Hrsg.): *Josephinismus zwischen den Regimen. Eduard Winter, Fritz Valjavec und die zentraleuropäischen Historiographien im 20. Jahrhundert*, Wien u. a. 2016, S. 102-140.

<sup>2</sup> INES LUFT: *Eduard Winter zwischen Gott, Kirche und Karriere. Vom böhmischen katholischen Jugendbundführer zum DDR-Historiker*, Leipzig 2016.

hinter Winters Bemühungen um Anpassung an die aktuellen politischen Bedingungen und Machtverhältnisse nicht nur Karrierestreben, sondern der tiefgreifende Wandel seiner Anschauungen war auch begleitet von Veränderungen seines Habitus sowie einer tiefen inneren Krise. Obwohl Winter während des Krieges im Geiste der NS-Propaganda wirkte, vermochte er sich in der Nachkriegsentwicklung rasch zu orientieren, wobei er zum Mitgestalter der osteuropäischen Forschung im marxistischen Diskurs wurde. Nach einem kurzen Intermezzo in Wien setzte er seine Karriere in der ostdeutschen Wissenschaft fort. In der DDR profilierte er sich, ebenso wie an seinen vorhergehenden Wirkungsstätten, als Forscher auf dem Gebiet der Geschichte Osteuropas, wenn auch selbstverständlich mit einer „Umpolung“ der ideologischen Ausrichtung. Die Forschung zur Osteuropapolitik im sozialistischen Deutschland bemühte sich um eine klare politische Abgrenzung von der sog. „Ostforschung“, die vor 1945 in den deutschsprachigen Ländern praktiziert worden war, häufig als Teil der deutschen Expansionspolitik. Die katastrophische Erfahrung mit Nationalsozialismus und Krieg trug dann insbesondere in der DDR zu einer Akzentverschiebung bei. Nun galt es in erster Linie, sich in der wissenschaftlichen Arbeit auf die Begründung der sich ständig vertiefenden Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und den Ostblockländern zu konzentrieren.

In den letzten Abschnitten seines Buches stellt N. Kernfragen zu Winters Selbstinszenierung nach dem Krieg und der Arbeit mit dem historischen Gedächtnis. Winter verfasste seine Memoiren, in denen er hinsichtlich seiner Selbstisolation und insbesondere angesichts seiner Verankerung im wissenschaftlichen Diskurs eines sozialistischen Staates einige Erinnerungen hervorhob und andere dagegen in den Hintergrund drängte. Letzteres betraf insbesondere sein Engagement in der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Zugleich stilisierte er sich zu einem Befürworter der deutsch-tschechischen Zusammenarbeit schon nach 1918.

N. gelingt es, den Wandel in der Forschungsdynamik der osteuropäischen Geschichte im sudetendeutschen und schließlich auch im ostdeutschen akademischen Milieu unter dem Einfluss sich verändernder politischer Bedingungen und Konzepte nationaler Herangehensweise aufzuzeigen. Winters Lebensgeschichte wird hier zum Ausgangspunkt für allgemeinere Überlegungen zur Rolle der sudetendeutschen Geschichtswissenschaft in den politischen Wandlungen des 20. Jh. und insbesondere in ihrer Interaktion mit der nationalen und nazistischen Ideologie. Gemeinsam mit der Biografie von Luft bietet das Werk einen komplexen Blick auf diese kontrovers rezipierte Person. N.s Monografie stützt sich auf eine überaus detaillierte Quellenforschung und behandelt zahlreiche anregende Fragen nicht nur nach Winter, sondern auch nach der Rolle und Position des Intellektuellen in den zeitgenössischen politischen Wandlungen wie auch nach dem Maß seiner Resistenz gegen politischen und ideellen Druck oder im Gegenteil dem Maß seiner Anpassung daran.

Praha

Jaroslav Šebek

**Abraham Teitelbaum: Warschauer Innenhöfe.** Jüdisches Leben um 1900. Erinnerungen. Aus dem Jiddischen von Daniel Wartenberg. Hrsg. von Frank Beer. Wallstein Verlag. Göttingen 2017. 234 S., Ill. ISBN 978-3-8353-3138-9. (€ 24,90.)

Wäre da nicht das kurze Vorwort des Autors, man könnte das Buch zunächst als verklärte Erinnerungen eines jiddischen Schauspielers an seine Kindheit in Polen um die Jahrhundertwende betrachten. Abraham Teitelbaum, 1889 in Warschau geboren, berichtet in seinen Memoiren von den Innenhöfen, in denen er seine Kindheit und Jugend verbracht hat. Die offensichtliche Armut wird zum einenden Lebensgefühl, der Hof erscheint im Rückblick als „eine einzige große Familie“ (S. 43). „Alle teilten das gleiche Schicksal, das da hieß, ein armes, Warschauer Leben zu führen“ (S. 53). T. beschreibt das bunte jüdische Leben, erzählt von Hühnerzüchtern und Rabbinern, Kleinwüchsigen und Ganoven, Bäckern und assimilierten Juden, deren Kinder nicht ins Chejder gingen, sondern eine polnische Schule besuchten. Ansonsten gibt es in der Kindheit des Autors nur

wenige Berührungspunkte mit der nichtjüdischen Umwelt. Erst durch das Theater kommt er in Kontakt mit der polnischen Kultur und Gesellschaft. Der Besuch des polnischen Volkstheaters wird zum persönlichen Erweckungserlebnis: „Ich verstand kein Wort von dem, was die Schauspieler auf Polnisch sprachen [...]. Aber ich fühlte, wie mein ganzes Herz, meine ganze Seele davon in den Bann gezogen wurden“ (S. 114 f.).

Die heile Welt der Kindheit bekommt zunehmend Risse, der polnische Widerstand gegen die russische Herrschaft in den Jahren 1905 und 1906 reißt auch den jungen Abraham mit. „[B]erauscht von der Grandiosität des Wettstreits um die Erschaffung einer neuen Welt“ (S. 164 f.) schließt er sich der sozialistisch-zionistischen Bewegung Poale Zion an. Das Scheitern der ersten russischen Revolution und die verstärkte politische Unterdrückung lassen ihn nicht verzweifeln, sondern spornen ihn ebenso wie viele seine Altersgenossen dazu an, zu lernen und zu studieren. T. arbeitet zunächst in einer Buchhandlung, wechselt bald in die Verwaltung einer hebräischen Zeitung. Seine Liebe gilt jedoch weiterhin dem Theater. Er begeistert sich für das neue jiddische Theater, das für ihn zum Kristallisationspunkt jüdischen kulturellen Schaffensdrangs wird. Seiner Ansicht nach bringt es seine Glaubensgenossen dazu, erstmalig die eigene Ghettoisierung zu überwinden: „Es riss große Teile der jüdischen Bevölkerung aus ihrer Enge und Eingeschlossenheit im jüdischen Viertel und gewöhnte sie daran, die nicht jüdischen Teile der Stadt als gleichberechtigte Warschauer Bürger zu betreten“ (S. 225). Dem Vf. gelingt es schließlich, Teil eines jiddischen Ensembles zu werden und mit dieser Truppe im Mai 1907 seine Heimatstadt zu verlassen. Damit enden die Memoiren.

T. tritt in den folgenden Jahren bei verschiedenen Gastspielen in Paris, London und Buenos Aires auf. Nach dem Ersten Weltkrieg gelangt er in die USA, wo er weitere Auftritte hat und die Leitung des Schauspielstudios der Peretz-Gesellschaft übernimmt. Die Entwicklung des jiddisch-sprachigen Tonfilms in den USA eröffnet ihm neue Möglichkeiten: Er wird zum Filmschauspieler und übernimmt eine Reihe von Rollen, darunter in dem 1933 entstandenen Film „Der wandender Jid“. Darüber hinaus arbeitet er als Essayist und Theaterkritiker.

1947 verstirbt T. in den USA. Kurz zuvor hat er seine Erinnerungen in jiddischer Sprache unter dem Titel *Warszewer Hejff* veröffentlicht. Sie erscheinen in der seit 1946 vom Zentralverband der Polnischen Juden in Argentinien herausgegebenen Reihe *Dos pojilize Jidntum*. Bedeutende Schriftsteller und Journalisten haben hier ihre Werke veröffentlicht, darunter Schalom Asch, Elie Wiesel oder Isaak Leib Peretz. Auch wenn die Erinnerungen von T. nicht an die literarische Qualität dieser Autoren heranreichen, sind sie dennoch ein wichtiges Zeugnis. Sie sind eine Hommage an das jüdische Warschau der Jahrhundertwende, an eine unwiederbringlich vernichtete Welt, wie der Autor in seinem Vorwort betont: „Hofmauern, zwischen denen man einst die Freude und das Gelächter jüdischer Kinder in ihren ärmlichen, aber liebevollen Zuhause hören konnte, legen jetzt stummes Zeugnis ab von den Todesqualen, unter denen unsere Liebsten und Teuersten Tag für Tag, Nacht für Nacht umkamen. [...] Und weil ich weiß, dass das jüdische Leben in euch ausgelöscht wurde, weil ich weiß, dass eure frühere Fröhlichkeit und Atmosphäre nicht so schnell zu euch zurückkehren werden, dass in Zukunft jüdisches Leben auf euch sicher nicht so aussehen wird wie einst, will ich von euch erzählen“ (S. 7).

Dem Hrsg. Daniel Beer und dem Übersetzer Daniel Wartenbeg ist es zu verdanken, dass dieses Vermächtnis einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. Ergänzt wird die Übersetzung aus dem Jiddischen ins Deutsche durch umfangreiche Anmerkungen und Erläuterungen in den Fußnoten sowie Fotografien aus dem jüdischen Warschau um 1900.

Hamburg

Stephanie Kowitz-Harms

**Protokolle der Estländischen Ritterschaft 1905-1907.** Halbband 1: Protokolle der Estländischen Ritterschaft 1905-1906. Berichte an den ordentlichen Landtag Januar 1905. Halbband 2: Protokolle der Estländischen Ritterschaft 1907. Protokolle des Landratskollegiums 1905-1907. Anträge und Entwürfe 1905-1907. Hrsg. von Thomas Freiherr von Dellingshausen und Henning von Wistinghausen. (Ex Fontibus Archivi Historici Estoniae, Bd. 5.) Rahvusarhiiv. Tartu 2016. 1638 S. ISBN 978-9985-858-96-7.

Diese Anschlussedition an den Parallelband für die Jahre 1914 bis 1920<sup>1</sup> soll als Quellenband zukünftigen Forschungen dienen und hält sich wie der Vorgängerband eng an das Archiv-Original. Ergänzt wird der Text jeweils durch sehr nützliche Stichwörter als Marginalien an der Außenspalte, die es dem Benutzer erleichtern, die zahlreichen, chronologisch aufgeführten Protokolle einzelner Kommissionen sowie des Ritterschaftlichen Ausschusses, der zwischen den Landtagen agierte, inhaltlich zu erfassen. Im Zentrum des 1. Halbbandes stehen die Rezesse der Landtage vom 25. Januar bis 5. Februar (S. 50-226), des prorogierten (verlängerten) Landtages vom 21. bis 28. Juni (S. 324-423) sowie des außerordentlichen Landtages vom Dezember 1905 (S. 539-546).

Wie auch für die Jahre 1914 bis 1920 kann für diese Nachfolgebände generell gelten, dass sie einen Zeitraum umfassen, der für die Estländische Ritterschaft und ihre Wirksamkeit im 20. Jh. im Zeichen des Russisch-Japanischen Krieges und der revolutionären Vorgänge von 1905/06 von zentraler Bedeutung war. Sehr empfehlenswert ist die gründliche Lektüre des Vorworts, das in klaren Sätzen verdeutlicht, worin die Kernaufgaben der estländischen ritterschaftlichen Reformpolitik gesehen wurden. Nicht zu unterschätzen sind die Protokolle, die sich auf die fortlaufenden Aufgaben in der Selbstverwaltung der Provinz Estland beziehen und insbesondere die Reformen der „Wegebaulast“, des Sanitätswesens und der Volksschulfragen umfassen. Sie verweisen auf eine wachsende Reformbereitschaft unter den erschwerenden Bedingungen staatlicher Bürokratie.

Für den zunächst noch unkundigen Leser empfiehlt es sich, die Arbeit mit der Lektüre der Protokolle der die Landtage vorbereitenden Gremien der Kreisdeputierten und des Ritterschaftlichen Ausschusses zu beginnen, die beide in den drei Jahren zwischen den ordentlichen Landtagen die eigentliche fortlaufende, ehrenamtliche Arbeit zu bewältigen hatten. Zudem ist die Durcharbeit des Glossars im 2. Halbband hilfreich, wo in knapper, übersichtlicher und äußerst kundiger Form allgemeine Begriffe – z. B. „Baltische ritterschaftliche Konferenz“, „Estländischer Provinzialrat“, „Kirchenkonvent“ – und die für die Jahre 1905 bis 1907 einschlägigen Vorgänge in der Geschichte Russlands und der Provinz Estland – z. B. Russisch-Japanischer Krieg, Revolution in Estland 1905, Umbau des Reichsrats – erläutert werden. Hier hätten die Hrsg. ein Übriges tun und bei Erläuterung der Begriffe und Umstände auf die Hauptquellen und die einschlägige Literatur verweisen können.

Drei Berichtsfelder sind in den Jahren 1905 bis 1907 besonders wichtig und können parallel in beiden Halbbänden studiert werden. Da sind zunächst die Protokolle der Landes-Wegekommission (S. 24 f., 310 ff., 453 ff., 547 ff.), aus denen hervorgeht, dass die Ritterschaft zur Zusammenarbeit mit den einschlägigen staatlichen Stellen bereit war und Lösungen anstrebte, die die gewerbliche Wirtschaft auf dem flachen Lande stützen und die bisherige Pflicht zur Lieferung von Baumaterialien durch Geldzuwendungen ersetzen sollte. Noch wichtiger sind die Protokolle der Landes-Sanitätskommission (S. 226 f., 272-277, 317, 444 f., 485 f.) und entsprechende knappe Protokolle aus dem Jahr 1906 im ersten Halbband. Hier wird deutlich, wie stark die Verbesserung des Gesundheitswesens auf dem flachen Lande von Initiativen der Ritterschaft abhängig war. Zum Dritten hatte die Estländische Ritterschaft im Vergleich mit Livland einen gewissen Nachholbedarf bei der Neufassung einer Kirchspielsordnung (S. 295-299, 1378-1395, 1497-1505). Die entsprechen-

<sup>1</sup> Vgl. meine Rezension in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 64 (2015), S. 598-599.

den Abschnitte zeigen zähen bürokratischen Widerstand staatlicher Stellen, aber auch eine deutliche Reformbereitschaft der Estländischen Ritterschaft, namentlich des Ritterschaftshauptmanns. Schließlich eröffnete sich die Chance, die 1892 unter dem Eindruck der Russifizierung der Schulbildung geschlossene Domschule in Reval (Tallinn) unter Leitung und Finanzierung der Estländischen Ritterschaft wieder zu eröffnen, was im August 1906 geschah (Statut der Domschule, S. 1423-1428). Ein neu gefasster Lehrplan sollte an die altsprachliche Tradition anknüpfen, auch wenn die Examina in russischer Sprache absolviert werden mussten.

Der 1. Halbband beginnt mit den einschlägigen Protokollen der Sitzungen der für die Vorbereitung des ordentlichen Januar-Landtags von 1905 beauftragten Amtsträger und mündet in das ausführliche referierende Protokoll des ordentlichen Januar/Februar-Landtags (S. 50-226). Die wörtlich protokollierten Reden des Ritterschaftshauptmanns Eduard Freiherr v. Dellingshausen (1863-1939), die er jeweils am Beginn und am Ende der drei Landtage des Jahres 1905 hielt, geben in besonders deutlichen Worten wieder, worin die Leitung der Ritterschaft in Zeiten des verlustreichen Russisch-Japanischen Krieges und revolutionärer Aktionen jeweils ein Potenzial an Bedrohungen der Existenz, aber auch Chancen für die seit Langem angestrebte religiöse Toleranz und die Aufhebung des Sprachenzwangs in den Schulen gesehen hat. Diese Reden (z. B. S. 50 f., 225 f., 424 f.) sparen nicht mit Äußerungen der traditionellen Loyalität gegenüber dem Herrscherhaus, einschließlich der Ankündigung besonderer finanzieller Opfer angesichts des Krieges, artikulieren aber auch Kritik gegenüber der Staatsführung (Innenminister Fürst Dmitrij Svjatopolk-Mirskij und Aleksandr Bulygin) und beschwören den Zusammenhalt der Korporation angesichts einer „dunkel und freudlos“ erscheinenden Zukunft. „Wenn wir [...] in loyaler Weise festhaltend an unseren Rechten und Privilegien den gesetzmäßigen Ausbau unserer Verfassung im Auge behalten, dann dürfen wir darauf rechnen, an höchster Stelle Entgegenkommen und Schutz zu finden“ (S. 51).

Der 2. Halbband stellt die Beratungen im Jahr 1907 in den Mittelpunkt. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Faksimiles der „Anträge und Entwürfe“, die innerhalb der Ritterschaft vor allem von den zwölf Kreisdeputierten in den bereits erwähnten Belangen, aber auch für das Telefonwesen, die Steuerreform, die ritterschaftlichen Kassen, die Kirchspielsordnung und die Reform des Kirchenkonvents erarbeitet wurden. Die vier Ritterschaften – Estländische, Livländische, Kurländische, Oeselsche – versuchten ein „Landschaftsgesetz“ speziell für die Ostseeprovinzen Russlands zu schaffen. Der Faksimile-Abdruck des Entwurfs „eines Landschafts-Gesetzes für die Ostseeprovinzen“ in den Sitzungen beim baltischen Generalgouverneur Aleksandr Baron Meller-Zakomel'skij in Riga vom 16. bis 20. Juli 1907 (S. 1457-1523) bezieht sich auf die Ergebnisse von Ausarbeitungen, die von einer „Allgemeinen Konferenz“ von Vertretern des Großgrundbesitzes, des Mittelstandes und der bäuerlichen Bevölkerung erarbeitet wurden und auf Vorarbeiten beruhten, die jede Ritterschaft für sich vorgelegt hatte. Das Ergebnis des Vorschlags für eine Verfassungsreform wurde zwar bei den entsprechenden Stellen in St. Petersburg eingereicht, blieb aber ohne Ergebnis.

Die Edition der Protokolle der Estländischen Ritterschaft für die Jahre 1908 bis 1910 ist bereits fest geplant. Sie wird einen umfassenden Rückblick auf das revolutionäre Geschehen in Estland 1905 bis 1907 aus der Sicht des Ritterschaftshauptmanns Eduard Freiherr von Dellingshausen enthalten. Die verdienstvolle und für die Forschung wichtige Edition des Bandes 1905 bis 1907 wird durch vorbildliche Register (Personen-, Sach- und deutsch-estnisches Ortsregister) am Ende des zweiten Halbbandes abgerundet. Auf weitere Bände kann der Benutzer gespannt sein.

Göttingen

Gert von Pistohlkors

**Vom Konflikt zur Konkurrenz.** Deutsch-polnisch-ukrainische Fußballgeschichte. Hrsg. von Diethelm Blecking, Lorenz Peiffer und Robert Traba. Die Werkstatt. Göttingen 2014. 288 S., Ill. ISBN 978-3-7307-0083-9. (€ 24,90.)

Der vorliegende Band entstand im Kontext der seit über ein Jahrzehnt verstärkten Beschäftigung der Geschichtswissenschaft mit der Sportgeschichte im östlichen Europa.<sup>1</sup> Er versammelt die Beiträge einer Tagung, die im Juni 2012 in Berlin anlässlich der damals bevorstehenden Fußball-Europameisterschaft in Polen und der Ukraine stattfand. Mag auch dieses Turnier schon wieder teilweise sportlich in Vergessenheit geraten sein (wenn, dann vor allem erinnert als vorerst letzter Erfolg des spanischen „tiki-taka“-Spielstils), stellen die Aufsätze einen bleibenden Beitrag zur Forschung dar.

Der Band ist nach diversen Vorworten in vier Bereiche aufgeteilt: Im ersten, „Sport zwischen Nation und Emotion“, sticht der von Dieter Langewiesche zur „Bedeutungsvielfalt von Nation und der Turnbewegung und im Sport“ hervor. Er weist darauf hin, dass das Turnern und Sportlern retrospektiv oft vorgeworfene demonstrative „Bekennnis zu der Nation, in der sie lebten“, im 19. und großen Teilen des 20. Jh. keineswegs ungewöhnlich war, sondern vielmehr das Gegenteil ungewöhnlich gewesen wäre (S. 21). Als Forschungsdesiderat mahnt L. an, dass der „private Raum“, in dem auch Sportler und Funktionäre, insbesondere in Extremsituationen wie dem Ersten Weltkrieg, sich anders äußerten als im öffentlichen Raum – gerade was Begriffe wie „Nation“ betrifft –, stärkere Beachtung finden müsse (S. 29f.)

Im zweiten Abschnitt „Deutsch-polnische-Fußballgeschichte“ widmet sich Thomas Urban<sup>2</sup> dem „1. FC Kattowitz als Modell für eine sich radikalisierte Minderheit“. Er legt damit eine Fallstudie über den besten deutschen Klub im seit 1921 polnischen Teil Oberschlesiens vor. In Kattowitz (Katowice) hatte bei der Volksabstimmung ein Großteil der Bevölkerung für den Verbleib bei Deutschland gestimmt, der Verein war anfangs dem polnischen Fußballverband durchaus entgegengekommen, aber eine eklatante Benachteiligung beim entscheidenden Spiel um die polnische Meisterschaft 1927 und der Verlust des Sportplatzes trugen dazu bei, dass dem Nationalsozialismus nahestehende Vertreter der Jungdeutschen Partei (JdP) in den 1930er Jahren den Verein bestimmten. Nach 1939 genoss der Klub zuerst besondere Protektion, da der ehemalige Vorsitzende nun als NS-Kreisleiter amtierte, dies änderte sich aber, als dieser 1941 zur Wehrmacht abberufen wurde

Mit den deutsch-polnischen Länderspielen 1933-1938 befasst sich Dieter Hertz-Eichenrode. Diese fanden vor dem Hintergrund der zeitweiligen außenpolitischen Annäherung an Polen statt<sup>3</sup> und galten der deutschen Sportpolitik unter ‚Reichssportführer‘ Hans v. Tschammer und Osten als „Chefsache“ (S. 117 f.). H.-E. sieht für die insgesamt fünf Spiele drei bestimmende Faktoren: politisches Interesse auf beiden Seiten, die Absicht der Führung des DFB, mit der Ausrichtung dieser Spiele im Sinn des Regimes tätig zu

<sup>1</sup> Als aktuelles Beispiel sei genannt die vom Rezensenten mithrsg. online-Publikation von ANKE HILBRENNER, EKATERINA EMELIANTSEVA u. a. (Hrsg.): Handbuch der Sportgeschichte Osteuropas, URL: <https://www.ios-regensburg.de/ios-publikationen/online-publikationen/sportlexikon.html> (19.02.2018).

<sup>2</sup> Zusammenfassend zur Thematik THOMAS URBAN: Schwarze Adler, weiße Adler. Deutsche und polnische Fußballer im Räderwerk der Politik, Göttingen 2011; erweiterte polnische Fassung: Czarny orzeł biały orzeł. Piłkarze w trybach polityki, Katowice 2012.

<sup>3</sup> Neben den Länderspielen kam es auf Vereinsebene zu zahlreichen Begegnungen, auf die Hertz-Eichenrode nicht eingeht. Zum kulturellen Austausch, der im Rahmen dieser schließlich massiv gescheiterten Annäherung stattfand: KARINA PRYT: Befohlene Freundschaft. Die deutsch-polnischen Kulturbeziehungen 1934-1939, Osnabrück 2010.



werden, und nicht zuletzt die sportliche Attraktivität – alle Matches waren ausgesprochene Publikumsmagneten.

Neben biografischen Aufsätzen enthält der Abschnitt noch Studien zu einzelnen Gruppen im Sport der Zwischenkriegszeit bzw. unter der NS-Herrschaft: zur medialen Wahrnehmung polnischsprachiger Fußball im Ruhrgebiet (von Britta Lenz) und zum jüdischen Fußball in Schlesien (von Lorenz Peiffer). Aufschlussreich ist der Aufsatz Robert Gawkowskis zu „Offiziellen und geheimen Fußballspielen im Generalgouvernement (1939-1944)“. Polen war dort – anders als etwa den Tschechen im „Protectorat Böhmen und Mähren“ – organisierter Sport unter strenger Strafandrohung verboten, da die Besatzer fürchteten, dies könne zur Vorbereitung von Widerstandsaktivitäten genutzt werden. Der offizielle deutsche Sport wurde in den ersten Kriegsjahren mit relativ großem Aufwand zelebriert, mit der Fortdauer des Krieges ließ dies nach. Die konspirativen Spiele fanden trotz den mit ihnen verbundenen Risiken in großer Zahl statt. G. weist darauf hin, dass sie im Nachhinein oft zu Akten des Widerstands stilisiert wurden, auch wenn bei ihnen das sportliche Ereignis im Vordergrund stand.

Im dritten Abschnitt zu Galizien und der Ukraine zeichnen Robert Kalimulin und Martin Brand die Geschichte des Fußballs in Lemberg (Lwów, L'viv) 1894-1945 nach. In der Habsburger-Zeit war die Stadt neben Krakau ein Zentrum des polnischen Fußballs, aber auch jüdische und ukrainische Mannschaften entstanden. In der Zwischenkriegszeit stellte Lemberg mit dem Klub Hasmonia einen jüdischen Erstligisten. Urban befasst sich mit dem „Mythos vom Kiewer Todesspiel“ 1942, dem entgegen einem weit verbreiteten Narrativ auf einen Sieg einer ukrainischen Mannschaft gegen eine deutsche „Flakelf“ kein Massaker an den Spielern als Revanche folgte. Zwar wurden später fünf Spieler von den deutschen Besatzern umgebracht, ein direkter Zusammenhang zu jenem Spiel bestand jedoch nicht.

Im letzten Abschnitt zu „Systemkonflikt und Fankulturen“ geht Stefan Wiederkehr auf die Sportberichterstattung zum „Dreieck Bundesrepublik – DDR – Polen bei der Fußball-WM 1974“ ein. Die westdeutsche Presse habe sich auf die deutsche Teilung konzentriert (bei dem Turnier kam es in der Vorrunde zum einzigen innerdeutschen Fußballduell der A-Mannschaften), was die DDR-Medien bewusst nicht thematisierten. Polen sei nicht explizit als sozialistisches Land beschrieben worden, anders als in der DDR-Presse. Diese habe die Leistungen des Teams aus dem „Bruderland“ mit großer Verve gelobt, während die polnische Presse eher unpolitisch geschrieben habe und auch gegenüber der DDR reserviert geblieben sei. Zwei Aufsätze zur Fankultur in Polen und Deutschland beschließen den Band. Auch wenn manche Beiträge nicht unbedingt Neues bieten, sondern auf bereits zum Teil mehrfach behandelte Themen zurückgreifen, bleibt die zu Anfang gemachte Feststellung bestehen, dass der Band eine solide Publikation zum Fußball in diesem Teil Europas darstellt, den man weiter berücksichtigen wird.

Wiesbaden

Stefan Zwicker

**Steven Seegel: Map Men.** Transnational Lives and Deaths of Geographers in the Making of East Central Europe. The University of Chicago Press. Chicago – London 2018. 346 S., Ill., Kt., Tab. ISBN 978-0-226-43849-8. (\$ 55,-)

Much has been written about the politicization of cartography in the early twentieth century, when various governments and individual actors scrambled to influence the borders of “New Europe,” as it was famously called by Czechoslovak president Tomáš Masaryk in 1918. Steven Seegel’s *Map Men* seeks to demystify the men behind the maps. Doing for geographers what Monika Baár did for historians in the region in *Historians and Nationalism: East-Central Europe in the Nineteenth Century* (2010), *Map Men* is a transnational collective biography about the lives and work of geographers, whose cartographical visions played an important role in reshaping the geopolitical map of East Central Europe. By approaching “history of science as emotions” (p. 7), *Map Men* brings new in-

sights to the history of cartography by shifting the focus from the maps to the personal lives of the map-makers themselves. As S. argues, “interest in maps was often pathological, a sign of frustration and unfulfilled personal ambition along with a host of other emotions—fear, petty jealousy, and resentment—that nestled inside provincial, contradictory, and closed professional worlds of privilege, learning, and authority” (p. 3).

*Map Men* charts the lives of five geographers who built their professional careers at the turn of the century and whose lives spanned the two world wars: Albrecht Penck, Isaiah Bowman, Eugeniusz Romer, Pál Teleki, and Stepan Rudnyts’kyi. While these figures are well-known in their respective national contexts (Germany, USA, Poland, Hungary, Ukraine), S. polemically challenges readers to rethink these individuals as part of a generation of “transnational Germans” (p. 5). Under the tutelage of Penck – their teacher and mentor—Bowman, Romer, Teleki, and Rudnyts’kyi were the product of a common German-language geographical training rooted in German colonial science. The book does not aspire to be an equally-weighted biography of these five geographers. Instead, S.’s central contention is that this generation of *homo geographicus* (p. 10) embodied a fundamental tension in the development of spatial thinking in the first half of the twentieth century. On the one hand, these five men formed part of a select group of mobile intellectual elites who actively participated in transnational scholarly networks and organizations, represented national governments as expert advisors, and contributed to the internationalization of geography as a discipline and profession. On the other hand, their geographical ideas and maps were instrumental in the formation of an illiberal and anti-modern tradition of “missionized” (p. 26) geographical science. In an age of nationalism, maps were used to draw borders, promote ethnic particularism, and justify violent fantasies of colonial aggrandizement and expansionism. While the geographers themselves held stubbornly to the idea of maps as rational and authoritative works of science, S. encourages us to read maps with a healthy skepticism and a critical eye.

The research draws on an impressive breadth of source materials, including maps, letters, memoirs, archival documents, reviews, journal articles, and monographs. S. skillfully weaves together sources in multiple languages (German, French, Polish, Hungarian, Ukrainian, and Russian) and incorporates lots of visual materials, including eight color map plates. He coins the term “epistolary geography” to describe his method, specifically “a spatial strategy for charting out the biorhythms of mobile professionals’ lives, a place-sensitive, transnationally source-based means of historical study” (p. 6). However, we can question the alleged novelty of this approach, as historians have been using epistolary sources to trace transnational networks for some time, most famously in the “Mapping the Republic of Letters” project at Stanford University.

Stylistically, *Map Men* is framed as a drama, complete with “tale spinners” (p. 2) and “dramatis personae” (p. 4). This rhetorical device might be designed to manage readers’ expectations about the theatrical license undertaken to assemble the “five-headed cast” (p. 4). While Bowman and Romer occupy center stage for the length of the book, Penck, Rudnyts’kyi, and Teleki play more of a supporting role in the narrative and enter the spotlight only at certain points in the story. S.’s map men were not a tight-knit group, but rather individuals who crossed paths and corresponded at various stages in their lives. In some cases, the links between individual geographers were more tangential and they merely read each other’s work or were networked through mutual acquaintances. In light of this, a notable shortcoming is that S. does not account for the absence of other potential cast members. For instance, the Serbian geographer Jovan Cvijić, mentioned only in passing (p. 58), was another of Penck’s former students from Vienna and acted as the chief expert on ethnographic borders in the Balkans at the Paris Peace Conference.

Some of the author’s arguments lack development. Notably, S. asserts in his introduction that he defines “map men” as a “coterie of professionals, aspirants (men and women)” (p. 4), yet he does not discuss any female geographers, and women only appear in the narrative as the wives of map men. References to gender are frequent but abstract, as in the

description of Romer's life "in the Polish gendered spatial romance of a settled postwar, posttraumatic home" (p. 208). S.'s concluding argument about how the production of geographical knowledge linked ethnic and racial difference to sexual difference is unsubstantiated by the discussion in the preceding chapters (p. 227).

*Map Men* is not an easy read. S. tends to overuse German-language terminology, and concepts such as *Heimat* and "Völkisch geographers" (p. 97) are not explained, an unfortunate oversight that would have enhanced the book's appeal to non-German-speaking audiences living today in the territories covered by the book. Moreover, the theoretical sections can be excessively dense and vague. Ambiguous statements, such as that "Maps were made accessible by optimized space-time cultures" (p. 60), will likely leave readers pondering at their meaning. S. seems aware of the fact that readers may struggle to follow the arguments across the broad chronological and geographical terrain of the book and provides lists of his key arguments (p. 3), scholarly influences (p. 7), and concluding "take-away points" (p. 227). However, these end up undermining the sophistication of his arguments by reducing them to numbered lists.

*Map Men* makes a much-needed and timely intervention into the history of cartography and geography by placing the map-makers themselves front and center. This multifaceted book will appeal broadly to historians and historical geographers interested in nationalism, history of science and geography in East Central Europe, the role of transnational experts, and US relations with East Central Europe in the early twentieth century. S. presents a remarkable synthesis of the events of the early twentieth century anchored in individual lives and serves as a model for how historians might overcome national historiographies and nation-state borders to write more interconnected histories of East Central Europe.

Firenze

Catherine Gibson

**Christian Rohrer: Landesbauernführer.** Band 1: Landesbauernführer im nationalsozialistischen Ostpreußen. Studien zu Erick Spickschen und zur Landesbauernschaft Ostpreußen / Band 2: Die Landesbauernführer des Reichsnährstandes (1933-1945). Personenlexikon. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2017. 558, 200 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-525-30097-8. (€ 89,99.)

Ausgangspunkt der vorliegenden zweibändigen Ausgabe ist die Person Erich Spickschens, 1935-1945 Landesbauernführer der Landesbauernschaft Ostpreußen, des Landesverbandes des Reichsnährstandes. Über die biografische Ebene hinaus leistet das Buch einen Beitrag zur rapide wachsenden Historiografie zu den Themen Landwirtschaft, Ernährungs- und Siedlungspolitik im Nationalsozialismus und bietet eine solide Grundlage für weitere Forschungen zur Geschichte Ostpreußens.

Im ersten Band sind fünf Einzelstudien mit jeweils eigenen methodischen und thematischen Perspektiven gebündelt. Die erste Einzelstudie enthält neben Spickschens' eigener Biografie eine ausführliche Betrachtung, ob sein Werdegang der eines „typischen“ Landesbauernführers gewesen sei. Für diesen Zweck wählte Christian Rohrer einen kollektivbiografischen Zugang für diese Gruppe nationalsozialistischer Funktionäre. Die Kurzbiografien aller Landesbauernführer wurden in ein Personenlexikon (Bd. 2) aufgenommen, das eine unentbehrliche Grundlage für zukünftige Forschungen zur agrarpolitischen Elite des NS-Regimes darstellen wird.

Das zweite Kapitel zur Landesbauernschaft Ostpreußen betrachtet einleitend die Lage der Bauern Ostpreußens in den 1930er Jahren. Zu den strukturellen Problemen der Landwirtschaft im Deutschen Reich kamen für diese stark landwirtschaftlich geprägte Provinz die isolierte Lage nach 1918 und die Abwanderung der Landbevölkerung belastend hinzu. Auch die nationalsozialistische Agrarpolitik oder Gesetze wie das Reichserbhofgesetz von 1933 konnten diese strukturellen Probleme nicht beheben (S. 150). Die Darstellung der Organisationsstrukturen des Reichsnährstandes wird durch Angaben über Spickschens' Mitarbeiter in der Landesbauernschaft und ein eigenes Verzeichnis biografischer Skizzen

ergänzt. In den polykratischen Strukturen der ostpreußischen Landwirtschaft musste die Landesbauernschaft neben den Reichsbehörden und unterschiedlichen nationalsozialistischen Massenorganisationen auch mit dem Einfluss von Gauleiter Erich Koch rechnen. Dessen Kompetenzstreitigkeiten mit dem Reichslandwirtschaftsministerium seien 1934/35 noch ein Hindernis für Spickschens Ernennung als Landesbauernführer gewesen (S. 53 ff.). Das dennoch erfolgreiche Funktionieren der Landesbauernschaft ließe sich dadurch erklären, dass die Funktionäre viele Ämter in Personalunion vereinten. Die Landesbauernführer besaßen während des Krieges Schlüsselpositionen bei der Aufrechterhaltung der landwirtschaftlichen Produktion. Die lückenlose Versorgung mit Nahrungsmitteln hatte im Zweiten Weltkrieg höchste politische Priorität. Als zentraler Akteur in der Kriegsernährungspolitik und bei der Planung des Einsatzes ausländischer Zwangsarbeiter sei Spickschen deutlich mehr als nur ein „Mitläufer“ gewesen (S. 80).

In der dritten Einzelstudie zu Ideologie und Propaganda wird dargelegt, dass in Spickschens Schriften vor allem die für den Reichsnährstand zentralen nationalsozialistischen Begriffe „Volksgemeinschaft“ und „Blut und Boden“ im Mittelpunkt standen. Die Wirkung seiner propagandistischen Tätigkeit im bäuerlichen Milieu Ostpreußens wird als gering eingestuft.

Die vierte Einzelstudie behandelt Spickschens Rolle in der Besatzungs- und Bevölkerungspolitik in den eroberten Gebieten Osteuropas. Durch die Eingliederung ehemaliger polnischer Gebiete, des Regierungsbezirks Zichenau (Ciechanów) und des Bezirks Białystok (Białystok), wurden Siedlungspolitik und die „Neubildung deutschen Bauerntums“ zu sehr konkreten und praktischen Aufgaben des ostpreußischen Landesbauernführers. Die ideologisch bedingte Ansiedlung neuer „Wehrbauern“ scheiterte aber letztlich am Arbeitskräftemangel. Die Kriegsernährungswirtschaft konnte bis Ende 1944 nur noch durch den Einsatz der enteigneten polnischen Hofeigentümer und deportierten Zwangsarbeiter weiterfunktionieren.

R. betont richtigerweise, dass der Begriff „Umsiedlung“ polnischer oder jüdischer Bauern nur ein Euphemismus für brutale Vertreibung sei und die entsprechende Aktion „in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Holocaust“ (S. 295) stehe. Dennoch bleibt dieser Bereich sehr abstrakt: Während Spickschen selbst und sein Verwaltungsapparat sehr ausführlich analysiert werden, wird nicht weiter darauf eingegangen, wie die Vertreibungen und der Einsatz von Zwangsarbeitern in der Praxis organisiert wurden. Weil das Schicksal der polnischen Bevölkerung in der Darstellung nicht geklärt wird, bleiben am Ende Lücken und offene Fragen – natürlich auch bedingt durch den Aufbau des Buches in fünf Einzelstudien. Wenn zum Beispiel im Propagandakapitel Zeitschriften der Landesbauernschaft in polnischer Sprache erwähnt werden, bleibt die Frage unbeantwortet, ob denn polnische Bauern wirklich Rezipienten nationalsozialistischer Durchhalteparolen sein sollten (S. 241 f.).

In einer quantitativen Analyse der Gerichtsverfahren in Zusammenhang mit dem Reichserbhofgesetz geht R. in der fünften und letzten Einzelstudie auf die Verfahren aus Ostpreußen und die praktische Abwägung ideologischer und wirtschaftlicher Argumente bei einzelnen Entscheidungen ein. Aufgrund seiner angesammelten Funktionen und Aufgaben als Landesbauernführer habe Spickschen auch in diesem Bereich als sehr mächtiger Akteur zu gelten.

Die Studien zur Landesbauernschaft Ostpreußen zeigen beispielhaft, wie Erkenntnisse aus einer Region auf den Reichsnährstand insgesamt übertragen werden können. Gerade die besonderen Merkmale Ostpreußens laden zu weiteren Nachforschungen zu den anderen Landesbauernschaften ein.

Für die notwendigen neuen Forschungen zum Reichsnährstand ist mit *Landesbauernführer* ein Standardwerk und eine wichtige Daten- und Quellengrundlage geschaffen.

Berlin

Kristian Mennen

**Philippe Sands: Rückkehr nach Lemberg.** Über die Ursprünge von Genozid und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Eine persönliche Geschichte. S. Fischer. Frankfurt am Main 2016. 590 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-10-397302-0. (€ 26,-)

Der britische Jurist Philippe Sands, Direktor des Centre on International Courts and Tribunals am University College London, ist einer der führenden Völkerrechtler unserer Zeit. Im Zusammenhang mit George W. Bushs Irakkrieg scheute er sich nicht, öffentlichkeitswirksam US-amerikanische und britische Politiker der Verschwörung und internationaler Rechtsverletzungen zu beschuldigen. S. ist über die Familie seiner Mutter Ruth Buchholz aber auch mit den Traditionen verbunden, die zu den Ursprüngen des internationalen Strafrechts und zu zweien seiner bedeutendsten Schöpfer – Hersch Lauterpacht (1897-1960) und Raphael Lemkin (1900-1959) – zurückführen. Beide hatten für sie prägende Jahre in Lemberg verbracht und dort ihre juristische Ausbildung absolviert. Lauterpachts Familie zog 1911 dorthin; 1923 heiratete er in Wien, ehe er sich in Großbritannien niederließ. Lemkin, unweit von Białystok geboren, kam 1921 nach Lemberg – in das Lwów der Zweiten Polnischen Republik, das die Jan-Kazimierz-Universität beherbergte. Später lebte er in Warschau. Über die Stationen Wokowysk, Wilna und Stockholm entkam er 1939/40 in die USA.

Der Großvater des Vf., Leon Buchholz, wurde 1904 in Lemberg geboren, seine Mutter floh 1938 aus Wien und fand Zuflucht in Frankreich, wohingegen die in Lemberg verbliebenen Familienangehörigen unter den Nationalsozialisten ermordet wurden. Die Rückbesinnung auf die Familiengeschichte, die in eine weit umfassendere, mehrjährige rechts- und kulturhistorische Recherche überging, war für S. Veranlassung, das vorliegende Buch zu schreiben. Er nimmt aber auch in den Blick, wie die Nachfolgeneration der Täter mit deren Handlungen umgeht. Dafür nahm er Kontakt zu Niklas Frank auf, dem Sohn des obersten NS-Juristen und Generalgouverneurs Hans Frank (1900-1946), und durch ihn zu Horst von Wächter, einem Sohn des österreichischen Juristen Otto Freiherr von Wächter (1901-1949), der im besetzten Polen Gouverneur des Distrikts Galizien (mit der Hauptstadt Lemberg) gewesen war. Dieser wird von seinem Sohn nicht als Verbrecher angesehen, vielmehr gegen Anschuldigungen verteidigt. Im Jahr 2014 gelang es S., Horst von Wächter und Niklas Frank dafür zu gewinnen, an einem Film über ihre Väter mitzuwirken, der mit einer Reise ins ukrainische Lemberg verbunden war.

S. hat etliche hochbetagte Zeugen der Geschehnisse nach ihren Erinnerungen befragt. Aber immer wieder geht es auch um das von den Opfern gewollte und über Jahrzehnte beibehaltene Nicht-Erinnern, mit denen diese ihren Gefühlshaushalt nach dem Überleben im Gleichgewicht halten wollten (S. 36, 395, 423). Das Geschehen im ostgalizischen Żółkiew (ukr. Żovkva) beschreibt S. u. a. anhand einer drastischen, früh erschienenen polnischen Publikation über den Judenmord<sup>1</sup> und mithilfe des Zeugenberichts von Clara Kramer (\*1927), der es als Jugendlicher gelang, den „Aktionen“ genannten Nachstellungen der deutschen Mordkommandos zu entkommen (S. 83-86, 396 ff.).<sup>2</sup>

Die Darstellung ist souverän komponiert und liest sich ausgesprochen gut, was auch dem stetigen Gegenwartsbezug zu danken ist. Der dem internationalen Strafrecht zugrunde liegende Begriff „crimes against humanity“ sollte im deutschen Untertitel allerdings korrekterweise mit „Verbrechen an der Menschheit“ wiedergegeben werden; „nationale Gruppen“ (S. 381) sind im ostmitteleuropäischen Kontext Volksgruppen. Sachliche Einwände richten sich weniger gegen die Übersetzung als gegen ein mangelndes fachliches

<sup>1</sup> Siehe GERSZON TAFFET: *Zagłada Żydów żółkiewskich* [Die Ermordung der Juden von Żółkiew], Łódź 1946.

<sup>2</sup> Siehe auch SUSANNE HEIM, ULRICH HERBERT u. a. (Hrsg.): *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945*. Band 9: Polen – August 1941 bis 1945, bearb. von KLAUS-PETER FRIEDRICH, München 2014, Dok. 213, S. 589-592.

Lektorat, wenn etwa das Diensttagebuch Hans Franks stets bloß als „Tagebuch“ bezeichnet wird. Dessen Äußerung beim Nürnberger Prozess, „Tausend Jahre werden vergehen und diese Schuld von Deutschland nicht wegnehmen“ (S. 409), kommt zur Sprache, nicht jedoch, dass er sich danach von dieser Verurteilung der nationalsozialistischen Völkermordpraxis selbst wieder distanzierte, indem er das, was dem deutschen Volk widerfahren sei, dagegen aufrechnete. Der sogenannte Stroop-Bericht erscheint hier als „Das Warschauer Ghetto ist nicht mehr“ (S. 392); tatsächlich lautet der Titel *Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr*. S. nimmt mehrmals darauf Bezug, wie der Lemberger Jura-Professor Moses (genannt Maurycy) Allerhand zu Tode kam (S. 215, 403, 503), doch sind die Umstände seines tragischen Todes bis heute nicht geklärt.<sup>3</sup> Die Verwendung des Kartenmaterials ist uneinheitlich, reicht von einer britischen Darstellung „Zentraleuropas“ von 1920 (S. 10 f.) bis zu der stark vereinfachten Abbildung des „Generalgouvernements für die besetzten polnischen Gebiete“ (S. 298).

Im Original trägt dieses Buch den Titel *East West Street* – nach dem ins Englische übersetzten Namen einer Straße in Żółkiew, in der einst die Familie Lauterpacht und Vorfahren der Familie Buchholz gewohnt hatten. Er ist insofern treffender, als es einer der größten Vorzüge der Schilderung ist, Ost und West zusammenzuführen. Die historischen Schauplätze im östlichen Grenzsaum Ostmitteleuropas, die der Vf. mehrmals bereist hat, treten auf diese Weise in Verbindung mit den späteren Wohn- und Wirkungsorten der Protagonisten in den USA, in Israel, London, Paris oder Montreal. Die wachsende Wertschätzung, welche die Vorkämpfer des internationalen Strafrechts heutzutage im Westen erfahren, hat mittlerweile dazu geführt, dass man heute auch in ihren Geburtsorten und an den westukrainischen und zugleich polnischen Stätten an sie erinnert, wo sie einst erste Impulse für ihre wissenschaftliche Arbeit erhalten hatten. Das Deutsche, dessen sich seine nach Paris geflohenen Großeltern in bestimmten Situationen bedienten, um von ihrem Enkel Philippe nicht verstanden zu werden, erscheint dem Vf. dagegen in der Rückschau auf die 1970er und 1980er Jahre als „Sprache des Verschweigens und der Geschichte“ (S. 37).

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

<sup>3</sup> Siehe MAURYCZ ALLERHAND: *Zapiski z tamtego świata* [Aufzeichnungen aus dem Jenseits], hrsg. von LESZEK ALLERHAND, Kraków 2003, darin ein Lebenslauf S. 15–20.

**„Wird heute nach einer Landes-Heil- und Pflgeanstalt in Sachsen überführt.“** Die Ermordung ostpreußischer Patienten in der nationalsozialistischen Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein im Jahre 1941. Hrsg. von Boris Böhmer. Leipziger Univ.-Verl. Leipzig 2015. 172 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-86583-976-3. (€ 22,-)

Wer durch die sächsische Stadt Pirna fährt, wird durch ein Schild auf die „Gedenkstätte“ aufmerksam gemacht. Im urbanen Raum gelegene historische Orte mit Bezug zu NS-Gewaltverbrechen lösen bei der ansässigen Bevölkerung in der Regel ambivalente oder gar ablehnende Reaktionen aus. An Hinweisschildern lässt sich oft das Ringen erinnerungspolitischer Interessengruppen ablesen. Solche langwierigen Aushandlungen über die Bedeutung der Vergangenheit unterliegen allerdings Wandlungen. Im hessischen Hadamar gab es Bestrebungen, den eigenen Stadtnamen nicht mit dem dort seit 1983 bestehenden Euthanasie-Gedenkort verbunden zu sehen; Erinnerungsaktivisten setzten jedoch die Bezeichnung „Gedenkstätte Hadamar“ durch, um den Ort des Geschehens in seinem städtischen Umfeld zu kontextualisieren. Und um die Millenniumwende konnten Besucher der „KZ-Gedenkstätte Dachau“ T-Shirts mit dem Aufdruck „Ich steh’ zu Dachau“ käuflich erwerben. Die ganze Ambivalenz, ja das Dilemma eines Ortes kam darin zum Ausdruck.

Die im Jahr 2000 gegründete Euthanasie-Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein hat sich lokal, regional und in der nationalen Gedenkstättenlandschaft etabliert und den verschiedenen Aspekten der Verfolgungs- und Vernichtungspolitik im Nationalsozialismus öffentliche Aufmerksamkeit verschafft. Das schlichte Hinweisschild „Gedenkstätte“ gilt nicht mehr

als zu unspezifisch. Wirft es, durchaus beabsichtigt, bei Ortsunkundigen Fragen auf, so scheint die NS-Vergangenheit im Kollektivgedächtnis der Bevölkerung angekommen zu sein.

Die Tätigkeit der Gedenkstätte umfasst die quellenfundierte Rekonstruktion aller in Pirna-Sonnenstein ermordeten Personen, eine intensive Umfeld- und Bauforschung – die zu beachtlichen neuen Einsichten führte – sowie die sorgfältige Aufarbeitung von Opferbiografien und Täterkarrieren. Spätestens seit Thomas Schilters präziser Studie<sup>1</sup> ist das Ausmaß verschiedener Tötungsprogramme, die in Pirna-Sonnenstein durchgeführt wurden, dokumentiert. Allein im Rahmen des „T4“-Tötungsprogramms 1940/41 sind tausende Personen in der Sonnensteiner Gaskammer ermordet worden, die nicht nur aus dem Umland, sondern auch aus teils weit entfernt liegenden Gebieten stammten. Es handelt sich dabei auch um Regionen, die außerhalb Deutschlands liegen und somit schnell aus dem Blickfeld gerieten. Daher wurden nun von der Gedenkstättenleitung unter Boris Böhm Teilstudien zu Patientinnen und Patienten aus dem Sudetenland, Westpreußen und Ostpreußen sowie Böhmen und Mähren initiiert. Der vorliegende Band bildet einen wichtigen Baustein der breiter angelegten Publikationsserie, die jüngst um eine Studie zu schlesischen Psychiatriepatient/inn/en ergänzt werden konnte.<sup>2</sup>

Das fünfköpfige Autorenteam strukturiert die Darstellung mithilfe sieben chronologisch gereihter Schwerpunkte. Der leitenden Idee des Hrsg. folgend, die „Mordaktion in Sachsen [...] in die deutsche und ostpreußische Gesellschaftsgeschichte einzuordnen“ (S. 14), skizzieren Böhm, Hagen Markwardt und Ulrich Rottlieb zunächst die Entwicklung des ostpreußischen Anstaltswesens seit Mitte des 19. Jh., denn geografische Lage, Einzugsgebiet, Größe und Funktionsweise der vorhandenen Einrichtungen entschieden darüber, wo die unmittelbar bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs dezentral organisierten Massaker an Anstaltsinsassen begannen. Ostpreußen gehörte zu jenen Gebieten des Deutschen Reiches, in denen die Gauleiter die Ostexpansion nutzten, um Infrastrukturen – vorrangig Gebäudekomplexe des Fürsorgewesens – für Zwecke der Wehrmacht und SS umzufunktionieren. Finanzielle Einsparungen für die öffentlichen Haushalte waren ein kalkulierter Begleiteffekt. Diese Regionen fungierten zudem als frühe Experimentierfelder für systematische Massenmorde. Neben Erschießungskommandos und einer stationären Gaskammer in Posen kamen erstmals mobile Gaswagen eines SS-Sonderkommandos zum Einsatz, das in Abstimmung mit Ostpreußens Gauleiter Erich Koch im Mai und Juni 1940 aus dem Warthegau ausgeliehen wurde. Die mit der später reichsweit vollzogenen Gasmordaktion betraute „T4“-Organisation konnte zu diesem frühen Zeitpunkt ihre zentrale Zuständigkeit zunächst noch nicht gegen die regionalen Machthaber im Osten geltend machen. Rottlieb und Birte Laura Winkler geben einen Überblick darüber, wie mehr als 1000 ostpreußische Frauen, Männer und Minderjährige diesen frühen dezentralen Mordaktionen zum Opfer fielen.

Böhm und Winkler beschreiben in den nachfolgenden Abschnitten, wie im Sommer 1941 nach einer mehrmonatigen Ruhephase die zentrale Erfassung, Verschleppung und Ermordung ostpreußischer Patientinnen und Patienten organisiert wurde. Einige der ostpreußischen Großeinrichtungen, hier vor allem die Anstalt Kortau in Allenstein (Olsztyn), dienten als Sammeleinrichtung, um die zur Tötung selektierten Minderjährigen und Erwachsenen dem nunmehr feinjustierten „T4“-System zuzuführen. Dazu gehörten auch sächsische Einrichtungen rund um die Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein. Böhm schildert in seinem Einzelbeitrag die Geschichte dieser Mordstätte sowie die Biografien der verantwortlichen Ärzte. Winkler skizziert in dem für den Band zentralen Beitrag elf Lebens-

<sup>1</sup> THOMAS SCHILTER: Unmenschliches Ermessen. Die nationalsozialistische „Euthanasie“-Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein 1940/41, Leipzig 1999.

<sup>2</sup> BORIS BÖHM (Hrsg.): Vergessene Opfer der NS-„Euthanasie“. Die Ermordung schlesischer Anstaltspatienten 1940-1945, Leipzig 2018.

geschichten ostpreußischer Patientinnen und Patienten, die auf dem Sonnenstein in der Gaskammer ermordet wurden.

Doch was geschah nach der Aktion „T4“? Nur in wenigen Fällen sind Rückverlegungen nach Ostpreußen dokumentiert, wobei der weitere Lebensweg dieser Männer und Frauen ungeklärt ist. Böhm, Christoph Hanzig und Rottlieb nehmen in einem wichtigen Beitrag Unterlagen der ehemaligen Anstalten Zschadraß, Arnsdorf und Großschweidnitz in den Blick. Seit Langem ist bekannt, dass nach dem Abbruch des „T4“-Programms im August 1941 reichsweit Patientinnen und Patienten mittels Medikamentenüberdosierung getötet wurden. Diese zweite, noch immer schlecht erforschte Phase der Euthanasie-Maßnahmen forderte wohl sogar weit mehr Opfer als die Aktion „T4“. Ein nicht unerheblicher Teil jener ostpreußischen Patientenklintel, die bis dahin sowohl die dezentrale als auch die zentrale Tötungsaktion überlebt hatte, starb nun in sächsischen – und eventuell auch thüringischen – Anstalten, wie die Autoren nachzeichnen können. Einige wurden 1943 in regionale Zentren der Medikamenteneuthanasie im Westen transferiert, z. B. nach Hadamar, wo auch eine Gaskammer der „T4“-Organisation bestanden hatte.

Euthanasie-Opfer hatten bis Ende der 1970er Jahre keinen Platz in der erinnerungskulturellen Landschaft. Nach ersten lokalen Initiativen in der Bundesrepublik, der DDR und auch in Polen vergingen noch gut 20 bis 30 Jahre, bevor auch die Euthanasiemorde in ihrem historischen Zusammenhang mit dem Holocaust gesehen wurden. Wie kann man solchen Opfergruppen heute überhaupt noch nachspüren, zumal es die Mittel einer Gedenkstätte übersteigt, systematische Forschung z. B. in polnischen Archiven zu betreiben? Neben dem erhaltenen Restbestand an Krankenakten haben Markwardt und Böhm für ihren Beitrag einen ersten Zugang anhand von Todes- und Suchanzeigen in Publikationen der ostpreußischen Vertriebenenverbände gewählt. Sie erarbeiteten mehrere Hypothesen, warum speziell die ostpreußischen Euthanasie-Opfer über Jahrzehnte vollständig vergessen wurden. Die Tradition des dortigen Anstaltswesens sei durch Kriegsauswirkungen und Euthanasie fast vollständig unterbrochen worden. Schätzungsweise weniger als ein Drittel der etwa 6000 dort untergebrachten Anstaltsinsassen habe den Krieg überlebt. Nach dem Kriegsende fielen diese Gebiete an Polen. Kaum einer der teils öffentlichkeitswirksamen Nachkriegs-Euthanasieprozesse in beiden Teilen Deutschlands thematisierte speziell diese Opfergruppe. In den Nachkriegsdarstellungen über ostpreußische Anstalten wurden zudem die Vorgänge entweder ausgeklammert oder marginal in die Erzählung eines angeblich heldenhaften kirchlichen Widerstands eingeflochten. Das erinnerungspolitische Engagement der Vertriebenenverbände wiederum folgte einer ganz anderen Logik. Erst mit der Wende 1989/90 gerieten neu entdeckte oder vormals schwer zugängliche Aktenserien in den Blick. Hierzu zählen insbesondere Krankenakten von Euthanasieopfern, die sich heute im Berliner Standort des Bundesarchivs befinden.

Hervorzuheben ist, dass die Darstellung der einzelnen Euthanasie-Programme hier erstmals um Lebensskizzen der jeweils Betroffenen bereichert wird. Wer die Auseinandersetzung um Persönlichkeitsrechte auf der einen und Erinnerungsinteressen auf der anderen Seite verfolgt hat, weiß, dass die vollständige Namensnennung der hier vorgestellten Opfer keine Selbstverständlichkeit ist. Der Gedenkstätte ist mit diesem Band eine facettenreiche und konzise Schilderung, basierend auf dem aktuellen Forschungsstand, gelungen. Die Einbettung in die Publikationsserie wird die Verbindungen zu den benachbarten Regionen im östlichen Europa besser konturieren. Dort, wo das Team der Gedenkstätte bei den Recherchen an die Grenze der institutionellen Ressourcen gestoßen ist, bleibt zu hoffen, dass andere Forschungsprojekte den Impuls aufnehmen und neues Wissen hervorbringen werden.

Berlin

Sascha Topp



**Paweł Machcewicz: Der umkämpfte Krieg.** Das Museum des Zweiten Weltkrieges in Danzig. Entstehung und Streit. Übers. von Peter Oliver Loew. Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2018. XII, 252 S., Ill. ISBN 978-3-447-11035-8. (€ 22,90.)

Über beinahe das ganze Jahr 2017 hinweg dominierte in den liberalen Medien deutscher und polnischer Provenienz die Debatte über das Danziger Museum des Zweiten Weltkriegs und seinen Gründungsdirektor Paweł Machcewicz. Dieser wurde zum Opfer der nationalkonservativen polnischen Regierung. Ein Jahr danach sind nun M.s Interpretationen und Einschätzungen des Geschehens erschienen – sehr gelungen übersetzt von Peter Oliver Loew vom Deutschen Polen-Institut. Loew und seine Darmstädter Kollegin Julia Rötjer haben das Buch mit einer kurzen Einführung versehen. M. und sein Team hätten sich bei der Konzeption und dem Bau des Museums dafür eingesetzt, „die polnische Erinnerungskultur zu modernisieren und mit einer innovativen Ausstellung zum Weltkrieg sogar an die Spitze der europäischen Erinnerungskultur zu stellen“ (S. VIII).

In den ersten beiden Kapiteln „Die Anfänge“ und „Wie das Museum entsteht“ erzählt der zunächst ortsunkundige Vf. lebhaft und detailliert von der Idee des Museums, seiner Entstehung und der Arbeit junger Historiker aus Danzig und Thorn. Sein Ziel habe darin bestanden, keine Ausstellung aufzubauen, die „irgendeinem anderen Museum über den Zweiten Weltkrieg“ (S. 58) ähnelte.

Die Idee, ein Museum des Zweiten Weltkriegs zu erschaffen, entsprang einem Artikel von M. in der *Gazeta Wyborcza* im November 2007. Hierin stellte er den die offizielle Erinnerung beherrschenden Mythos über das ausschließlich erlebte Leid der polnischen Bevölkerung infrage. Ministerpräsident Donald Tusk zeigte Interesse an dieser Idee und beauftragte M., mit der Museumsgründung. Dieser lud andere polnische Historiker ein, am Konzept mitzuarbeiten. Mit Genugtuung berichtet er über das „Danziger Team“, zu dem sowohl renommierte Historiker als auch junge Absolventen der dortigen Universität gehörten. Aber auch der deutsche Historiker Daniel Logemann, der nicht nur über exzellente Polnisch-Kenntnisse verfüge, sondern auch den „polnischen Standpunkt“ (S. 60) gut vertreten können, war dabei. Das anfangs kleine Team aus weniger als 20 Personen ist mit der Zeit immer mehr angewachsen. Zum Zeitpunkt der Eröffnung waren im Museum 60 Personen beschäftigt.

„Am meisten Spaß“ (S. 75) habe dem Team die historische Arbeit an der Dauerausstellung bereitet, obwohl die Suche nach den Exponaten sehr zeitaufwändig gewesen sei. Die Dauerausstellung bestand aus zwei inhaltlichen Hauptteilen: Terror und Widerstand. Eine besondere Bedeutung hatten M. zufolge Erinnerungsstücke aus Privatbesitz. Wichtig für die Konzeption der Ausstellung und des Museums insgesamt war die Tatsache, dass die Erzählung über den Krieg aus einer einseitig militärischen Sichtweise herausgelöst werden sollte. Hauptakteur sollte M. zufolge vielmehr die Zivilbevölkerung mit ihren Kriegserfahrungen sein.

Wie die Überschrift des dritten und letzten Hauptkapitels „Krieg“ andeutet, behandelt es die traurige Phase der innenpolitischen Kämpfe, aber auch der trotz aller Schwierigkeiten erfolgten Museumseröffnung. Das Konzept stieß auf nationalkonservativer Seite von Anfang an auf Kritik, und zwar sowohl in wissenschaftlicher wie auch in politischer Hinsicht. Einer dieser Kritikpunkte lautete, dass sich das Museum auf die Darstellung der Leiden der Zivilbevölkerung und nicht auf das Militärische konzentriert habe. Die Unterstützer des Projektes hielten dem entgegen, Militärmuseen gebe es bereits genug. Der einflussreichste Opponent des Museums, der Vorsitzende der PiS-Partei Jarosław Kaczyński, begann seine Angriffe auf das Museum bereits 2008, also gleich nach der Veröffentlichung der Programmkonzeption. Dem Museumsgründer wurde vorgeworfen, das Museum nicht heroisch genug konzipiert und zu wenig auf polnische Belange bezogen zu haben. Auch das breite Kooperationspektrum von konservativen über liberale bis zu linken Historikern aus Polen und dem Ausland missfiel den national-konservativen Kreisen.

Im April 2016 erschien auf der Homepage des Kulturministeriums eine Mitteilung über die Liquidierung des Museums. Stolz berichtet M., dass das Museum dennoch am 23.

März 2017 als Krönung seiner Arbeitsleistung eröffnet werden konnte. Zur offiziellen Eröffnung lud der Direktor auch Veteranen, ehemalige KZ-Häftlinge, Leihgeber und Stifter ein. Der Kulturminister sei ebenfalls angeschrieben worden, obwohl M. ganz genau gewusst habe, dass dieser nicht erscheinen würde. Um zu vermeiden, dass die Eröffnung des Museums einen politischen Charakter erhalte, seien keine weiteren Politiker eingeladen worden. Nach M.s Einschätzung wären ohnehin nur die gekommen, die sich der Opposition verbunden fühlten. Ihm war die vor allem wissenschaftliche Ausrichtung des Projekts wichtig. Dennoch oder vielleicht gerade deshalb erfreute sich das Museum großen Zuspruchs in der Bevölkerung: In den ersten beiden Monaten nach der Eröffnung wurden 100 000 Besucherinnen und Besucher gezählt.

Am 7. April 2017 verließ M. das Museum in Danzig und kehrte nach Warschau zurück. Er lehnte das Angebot ab, „als normaler Mitarbeiter und Untergebener“ (S. 218) des neuen 33-jährigen Direktors Karol Nawrocki zu arbeiten. Dieser hatte zuvor in der Danziger Außenstelle des Instituts für Nationales Gedächtnis gearbeitet. Bis dahin waren seine Forschungsthemen die Geschichte der Solidarność in Elbing sowie Fußballgeschichte. Museale Erfahrung besaß Nawrocki nicht. Kurz nach seinem Amtsantritt wurden mehrere enge Mitarbeiter des ehemaligen Direktors entlassen.

Im abschließenden Teil „Eine nicht abgeschlossene Geschichte“ resümiert der Vf., dass „die Angriffe auf den ‚europäischen‘ und ‚internationalen‘ Charakter des Museums des Zweiten Weltkrieges als Teil einer in den letzten Jahren anschwellenden Welle von Isolationismus, Nationalismus und sogar Fremdenfeindlichkeit zu sehen“ (S. 230) seien. „Die hartnäckige Kampagne gegen das Museum des Zweiten Weltkrieges, die von der Regierung und der Regierungspartei betrieben wurde“ (S. 236), verletze die Autonomie von Geschichte und Politik durch die Regierenden. Gleichzeitig betont M., dass eine ähnliche Geschichte auch in Ungarn oder Russland hätte passieren können. Insofern sei dieser Vorgang kein rein polnisches Phänomen.

M.s Buch legt eindrucksvoll Zeugnis ab von der Schwächung des Rechtsstaates und der Missachtung der Justiz wie auch der Wissenschaftsfreiheit im heutigen Polen. Selbstverständlich trägt es einen ganz anderen Charakter als M.s zahlreiche geschichtswissenschaftliche Werke. Als Zeitzeuge erzählt er subjektiv, persönlich und schonungslos, dabei aber auch sehr kenntnisreich. Loew und Röttjer stellen zu Recht fest: „Für die deutschsprachigen Leserinnen und Leser mag dieser Einblick in die polnische Streitkultur um Geschichte und Identität in mehr als einer Hinsicht erstaunen, nicht zuletzt wegen der Intensität der Debatte und der Polarisierung der Lager“ (S. IX).

Das Buch ist sowohl Polen-Kennern als auch denjenigen zu empfehlen, die etwas über Polen in demokratiepolitisch unsicheren Zeiten erfahren wollen. Es ist mit Abbildungen, einer Bibliografie und einem Personenregister versehen.

Sonderborg

Katarzyna Stokłosa

**Melissa Feinberg: *Curtain of Lies*.** The Battle over Truth in Stalinist Eastern Europe. Oxford University Press. New York 2017. XXII, 232 S., Ill., graf. Darst. ISBN 978-0-19-064461-1. (\$ 74,-)

In ihrem Buch zur „transnationalen politischen Kultur des Kalten Krieges“ (S. xv) entwickelt Melissa Feinberg eine innovative Lesart des Ost-West-Konflikts. Im Zentrum der Studie steht die politische Instrumentalisierung des Wahrheitsbegriffs als Mittel zur normativen Neuordnung, die mit der stalinistischen Gleichschaltung der sog. „Volksdemokratien“ einsetzte. Die Autorin geht dem Verständnis von „Wahrheit“ und „Lüge“ in Zeiten extremer Polarisierung auf den Grund, jedoch nicht ohne dabei auch den in totalitären Deutungsmustern verharrenden westlichen Blick auf die sowjetischen Satellitenstaaten unter die Lupe zu nehmen. Somit wählt F. einen transnationalen Zugang für ihre Analyse des die Vorstellungswelten in Ost und West dominierenden manichäischen Weltbildes, das zum politischen und moralischen Kompass der stalinistischen Gesellschaften Ostmittel-

und Südosteuropas, aber auch des sich gegen eine weitere Expansion des sowjetischen Einflussbereiches wappenden Westens wurde.

Die „Volksdemokratien“ waren zugleich Hauptschauplatz ideologischer Rivalität und Projektionsfläche, ob nun als Musterbeispiel sozialistischer Moderne und Bastion der linken Friedensbewegung oder als Kriegsbeute einer totalitären Macht und Heimstatt der *captive nations*. Damit wurde der Kalte Krieg auf dem Rücken der Osteuropäer, aber, wie F. anschaulich darstellt, auch mit ihrer aktiven Unterstützung ausgetragen. In sechs mehr oder weniger freistehenden Kapiteln geht sie der Frage nach, wie die Menschen in den „Volksdemokratien“ eigene Erfahrungen zwischen den weltanschaulichen Extremen des stalinistischen Normenkatalogs und der den Eisernen Vorhang durchdringenden Gegenpropaganda westlicher Rundfunksender verorteten. Im Mittelpunkt der Analyse stehen Interviews, die 1950-1956 von Radio Free Europe (RFE) und Voice of America (VoA) in großer Zahl mit in den Westen geflohenen Bürgern sozialistischer Staaten geführt wurden. Die Interviews erlaubten den Rundfunkmitarbeitern, die oftmals selbst Emigranten waren und aus den Herkunftsländern der Befragten stammten, einzigartige Einblicke hinter die Kulissen stalinistischer Lebenswelten und bildeten die Grundlage für den laufenden Sendebetrieb. Anders als frühere Studien zu dem Thema ist *Curtain of Lies* weniger an der Substanz und Belastbarkeit der Aussagen über das Leben in den „Volksdemokratien“ interessiert als an den Spuren der Konfrontation zweier Deutungswelten, die sich aus den transkribierten Gesprächen herauslesen lassen. Die Berichte der Geflüchteten waren, so die Hauptthese, nicht nur geformt von einer den Eisernen Vorhang überspannenden politischen Kultur, deren Fixierung auf die Dichotomie von Wahrheit und Lüge wenig Platz für Zwischentöne ließ. Sie trugen auch, bewusst oder unbewusst, selbst zur Untermauerung des im Westen vorherrschenden totalitären Narrativs bei.

Im ersten Teil des Buches skizziert F. die Koordinaten des „manichäischen Weltbilds des Kalten Krieges“ (S. 144). Anhand von stalinistischen Schauprozessen und der transnationalen Friedensbewegung erörtern die einleitenden Kapitel die Konsolidierungsstrategien des sozialistischen Lagers, die der Konstruktion des Westens als Antithese zu egalitären und pazifistischen Idealen dienten. Zeitgleich entbrannte jenseits des Eisernen Vorhangs der „Kampf um die Köpfe und Herzen“ der *captive nations*. Mit dem Aufbau antikommunistischer Rundfunkanstalten wurde ein neues Kapitel psychologischer Kriegsführung eröffnet, die den „Lügen“ stalinistischer Propaganda die „Wahrheit“ als, wie ein zeitgenössisches Flugblatt tönte, „tödlichste Waffe gegen die kommunistische Tyrannei“ (S. 67) entgegensetzte. Mit dem wiederkehrenden Motiv der Angst, derer sich die „Monopolisten der Wahrheit“ (S. 36) in Ost und West bedienten, sei es nun vor Denunziation, Infiltration oder einem drohenden Atomkrieg, knüpft die Studie an emotionsgeschichtliche Ansätze an. Die Funktion der Angst als mobilisierende und konsolidierende Kraft, aber auch ihr Einfluss auf politische Vorstellungswelten zieht sich als roter Faden durch den zweiten Teil der Studie, der sich ganz der Quellenanalyse widmet. F. interpretiert die Interviews aus den Archiven von RFE und VoA als Produkt eines grenz- und blocküberschreitenden Transfers von Deutungsmustern und Stereotypen des Kalten Krieges. Das in vielen Augenzeugenberichten wiederkehrende Bild einer atomisierten, von Angst gelähmten Bevölkerung entsprach somit gänzlich der Erwartungshaltung der Befrager. Aussagen, die dieses Bild infrage stellten, wie etwas Berichte über Schwarzmarkthandel, Streiks und Diebstahl, wurden dagegen, wie F. nachvollziehbar argumentiert, erfolgreich ausgeblendet. Der Autorin zufolge waren jedoch nicht nur die Mitarbeiter der Rundfunkanstalten unfähig oder unwillig, das Leben im Stalinismus außerhalb des totalitären Referenzrahmens zu begreifen, sondern auch die Geflüchteten selbst.

Die Frage, welchen Einfluss westliche Rundfunksender auf die sozialistischen Gesellschaften ausübten, ist in der Forschung ausführlich diskutiert worden. Während eine Mitverantwortung für den blutig niedergeschlagenen Ungarischen Volksaufstand bereits in den späten 1950er Jahren debattiert wurde, sieht F. die unmittelbaren Folgen eher in der Ausbreitung von Passivität und Resignation. Die Interviews, so die Autorin, illustrierten

die Auswirkungen des Konzepts der *captive nations* auf die Selbstwahrnehmung der Osteuropäer als „captive slaves“ (S. 118). Diesem Gedanken folgend war die Interpretation des Erlebten durch die Brille westlicher Totalitarismustheorien auch ein Weg, um eigene politische und moralische Zugeständnisse an das System zu rechtfertigen. Angst war ein Faktor, der für die Mitarbeiter der Rundfunksender als Beweggrund für das Verhalten der Befragten ebenso schwer zu verifizieren war wie für die Autorin selbst. Dasselbe gilt jedoch auch für die Motive hinter den Narrativen in den untersuchten Interviews. Man mag deshalb an mancher Stelle einwenden, dass die Studie allzu sehr auf eigenen Hypothesen aufbaut und sich Spekulationen über die Vorstellungswelten der Bevölkerung in den „Volksdemokratien“ hingibt, die vielleicht doch einer breiteren Quellengrundlage bedürften. Ein ausführlicheres Endkapitel, das die losen Fäden der in den Teilkapiteln entwickelten, unbestritten interessanten Ansätze verknüpft, wäre ebenfalls wünschenswert gewesen. Dennoch ist das Buch ein wichtiger Beitrag zu aktuellen Debatten um transnationale Verknüpfungen im Kalten Krieg, in denen die Ära zwischen 1948 und 1956 etwas aus dem Blick geraten ist. Die Analyse der politischen Kultur des Kalten Krieges liefert Antworten auf die Frage, warum sich antikommunistische Akteure auch nach Beginn des Tauwetters lange schwertaten, einen nuancierten Blick auf die sozialistischen Lebenswelten zu entwickeln, und hinterfragt Sprache und Weltsicht des Kalten Krieges selbst, deren Nachhall auch innerhalb der historischen Forschung viel zu selten thematisiert wird.

Wien

Lars Fredrik Stöcker

**Die Entschädigung von NS-Zwangsarbeit am Anfang des 21. Jahrhunderts.** Bd. 2: Transnationale Opferanwaltschaft. Das Auszahlungsprogramm und die internationalen Organisationen. Hrsg. von Constantin Goschler. Wallstein-Verl. Göttingen 2012. 260 S., Ill., graf. Darst. ISBN 978-3-8353-1085-8.

The question of financial compensation for the victims of forced labor in Nazi Germany and German-occupied Europe has ceased in the last decade to be a sensitive political problem. With the passing away of the last living forced laborers the question becomes more and more historical. Four volumes edited by Constantin Goschler, with the second volume under review here<sup>1</sup>, present the compensation activities of the Remembrance, Responsibility and Future Foundation (Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft; EVZ) and how they were accepted by the compensated victims in different countries.

The foundation was founded in the year 2000 and operated its compensation programs until 2007. Its budget was approximately 5.2 billion euros. Over that period the foundation compensated 1.66 million people. After the compensation program had been terminated, a team of scholars under Constantin Goschler, professor at Ruhr University, started research on how the compensation packages had been distributed and how the forced laborers perceived them. The outcomes of that research have been published in four volumes.

The publication reports set out in detail how different aspects of the compensation for forced labor functioned, what the extent of the compensation was and what form it took. There are a few aspects which are criticized throughout the whole book. First of all, this process of compensation has often been seen as a symbolic gesture by the victims and as a “fig leaf” for German industry and/or government. This symbolic gesture also seems to have been devaluated because of the bureaucratization of the compensation process which made it less acceptable, sometimes traumatic or even controversial for the victims. High

<sup>1</sup> Vol. 1: Die Stiftung: Der Abschluss der deutschen Wiedergutmachung?, Göttingen 2012; vol. 3: Nationale Selbstbilder, Opferdiskurse und Verwaltungshandeln: Das Auszahlungsprogramm in Ostmitteleuropa, Göttingen 2012; vol. 4: Helden, Opfer, Ostarbeiter: Das Auszahlungsprogramm in der ehemaligen Sowjetunion, Göttingen 2012.

rates of rejected applications, problems with acceptance of non-typical cases, and forcing the victims to prove their eligibility for the compensation programs widely devaluated the symbolic capital of the whole program.

The second volume focuses on the role of international organizations in the process of allocating compensation. The financial means were delivered by the German government through EVZ. The foundation cooperated closely with local partner institutions which were responsible for on-site organization in different regions. Benno Nietzel and Patrice G. Poutrus not only analyze the compensation program but they also put it into a broader context of a long cooperation between the Jewish Claims Conference (JCC) and the German government. The JCC did not accept the compensation money as the final step in the process of compensation for the victims. They saw it only as one of many programs administered by the JCC. Because of the special role played by the JCC, relations with EVZ have not been easy and have been characterized by frequent problems and conflicts. Thus, the knowledge and activities of JCC provided important feedback for EVZ and influenced the whole process of compensation as well as the work of other partner organizations.

The compensation for the 'rest of the world' was administered by the International Organization for Migration (IOM). Compensation was a completely new field of activity for the IOM, which had to develop its own procedures and methods to realize this new task. Doing so has not been easy, as Paul Erker points out: "the history of the financial compensation for the forced labour is therefore always a history of ambivalence, contrariness and indissoluble strain relations between political demands, moral aims, juridical rigorism and bureaucratic efficiency" (p. 194). This has a special meaning if we consider that nearly three-quarters of the applications received by the IOM were rejected because of different, sometimes artificial and doubtful, procedures and regulations.

The volume contains two more papers. The first one by Paul Weindling about compensation for 'other personal injuries', which has been understood, for example, as forced experiments on human beings or physical child abuse. The author criticizes the process of compensation in this area because of the lack of scientific research before the process started, which made eligibility for the program for many applicants impossible. He sees this aspect of compensation as an attempt to grant immunity for German industry, especially the pharmaceutical industry, and to protect it from other legal and moral claims.

The last and the shortest paper, written by Ilka Quindeau, presents the questions surrounding the mental issues of the victims. The author claims that victims suffering from psychological stress could not receive compensation. In such cases, compensation is important above all for the perpetrators, but for the victims the most important element is recognition of their suffering; thus, financial compensation is seen as symbolic for this recognition. Consequently, the mechanics of the compensation process are also important, regardless of the compensation being granted. One of the main problems, according to Quindeau, is the situation in which victims have to prove their eligibility for compensation, as recognition of the events should be the initiative of the perpetrator and should not require proof from the victims.

Berlin

Dominik Pick

*Eduard Mühl e: Die Slawen. C. H. Beck. München 2017. 119 S., Ill., graf. Darst. ISBN 978-3-406-70986-9. (€ 9,95).* – Dass zwischen Bulgaren, Polen, Russen, Serben und Tschechen mehr als nur sprachliche Gemeinsamkeiten bestehen, stand für viele Intellektuelle des 19. und frühen 20. Jh. außer Frage. Für sie stellten „die Slawen“ nicht nur eine Sprachgruppe, sondern eine Gemeinschaft mit gemeinsamer Abstammung sowie ähnlicher Kultur und Mentalität dar. Pointiert kam dies 1848 im Rahmen des Prager Slawenkongresses zum Ausdruck, auf dem sich die Teilnehmer als „zerstreute Glieder einer großen Völkerfamilie“ bezeichneten. Außenstehende ergänzten diese Sichtweise häufig noch um eine weitere Komponente und erblickten in den Slawen zudem eine geschlossene politische Entität. Häufig verbanden sich damit Warnungen vor einer „slawischen Flut“, die den romanisch-germanischen Kulturkreis zu überschwemmen drohe. Wer aber sind, jenseits aller späteren Eigen- und Fremdprojektionen, „die Slawen“? Die einst dominanten essentialistischen Antworten hierauf sind heute meist konstruktivistischen Erklärungen gewichen. Diese finden sich auch in der vorliegenden Abhandlung des Münsteraner Historikers Eduard Mühl e. Gleichwohl geht es dem Vf. nicht allein darum, den Begriff als kulturalistisches Konstrukt zu dekurvieren, der im Mittelalter, speziell aber ab dem 18. Jh. an Kontur gewonnen habe. Vielmehr zielt er darauf ab, die realhistorischen Grundlagen nachzuzeichnen, auf denen die Vorstellung von „den Slawen“ fußt. Ausgangspunkt hierfür ist ein Blick auf die Frühgeschichte der slawischsprachigen Völker (6.-9. Jh.), bei dem Fragen der Siedlungsstruktur, des Gesellschaftsaufbaus und der Religion behandelt werden. Dabei weist der Vf. u. a. auf Indikatoren für eine gemeinsame frühslawische Kultur (Keramiken, Häuserbau, Urnengräber) hin. Inwieweit daraus auf einen gemeinsamen (ethnischen) Ursprung geschlossen werden kann, versieht er angesichts fehlenden Quellenmaterials indes mit einem Fragezeichen. Kurz und prägnant werden die wichtigsten Herrschaftsverbände und ihre geschichtliche Entwicklung beschrieben, die sich allerdings kaum als „slawisch“ verstanden. Denn „die Slawen“ entwickelten sich im Zuge der Christianisierung vor allem zu einem Synonym für jene gentilreligiösen Gruppen, die das heutige Ostdeutschland bevölkerten. Diesen Stämmen in der *Germania Slavica* schenkt M. besondere Beachtung. Bei den christianisierten Völkern lassen sich Bezüge, die auf eine gesamtlawische Identität hindeuten, dagegen erst im Spätmittelalter entdecken, wobei es sich hauptsächlich um rhetorische Stilmittel handelte. Erst im Zeitalter der Aufklärung setzte sich die Auffassung durch, in den Slawen mehr als eine Sprachgemeinschaft zu sehen. Eine derart beschworene oder wahrgenommene Gemeinschaft der Slawen manifestierte sich aber nirgends. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit klafften, gerade politisch, Welten. Als wirkungsmächtiger entpuppte sich das Konzept einer slawischen Einheit dagegen als Feindbild im Westen, insbesondere in Deutschland, auf dessen Diskurs M. näher eingeht. Heute sei diese Vorstellung indes weder bei den slawischsprachigen Nationen noch in der Außenwahrnehmung verbreitet. Wer also sind die Slawen? Für M. sind sie primär eine Sprachgemeinschaft. Dies legt er stringent, kenntnisreich und in einer klaren Argumentation dar. Obgleich sich seine Ausführungen an eine breite Leserschaft richten, ist die Lektüre auch für den Historiker ein Gewinn. Auf der Suche nach einer kompakten und luziden Überblicksdarstellung dürfte an diesem Werk kein Weg vorbeiführen.

München

Matthias E. Cichon

*Andreas Kappeler: Ungleiche Brüder. Russen und Ukrainer vom Mittelalter bis zur Gegenwart. C.H. Beck. München 2017, 267 S., graf. Darst., 4 Kt. ISBN 978-3406-71410-8. (€ 16,95.)* – Andreas Kappeler, einer der besten Kenner der Geschichte der Ukraine und Russlands im deutschsprachigen Raum, legt mit diesem Buch die erste Monografie zur gesamten Geschichte der russisch-ukrainischen Wechselbeziehungen vor. Er beschreibt ihr Verhältnis als verschränkte Geschichte (*histoire croisée*), wobei nationale Kategorien wie „russisch“ und „ukrainisch“ zu imperialen, regionalen, religiösen und sozialen in Konkurrenz standen und sich vermischten. K. zufolge bietet die Metapher der Familie einen Schlüssel zum Verständnis des Verhältnisses beider Völker, die sich seit dem frühen 17. Jh. als Brüder beziehungsweise als „großer“ (russischer) und „kleiner“ (ukrainischer) Bruder bezeichneten. Das Werk ist chronologisch gegliedert. Nach dem Untergang der Kiewer Rus' entwickelten sich Russen und Ukrainer vom 13. bis ins 17. Jh. hinein auseinander, was für ihre Beziehungen prägend wurde, wie K. zeigt. Die Moskauer Großfürsten befreiten sich schrittweise von der Tatarenherrschaft und be-

gründeten das autokratische Zarenreich. 1721 wurde Russland formal zum Russländischen Imperium (*Rossijskaja Imperija*). Im national-ukrainischen Narrativ gilt das nach einem Volksaufstand gegen Polen-Litauen 1648 errichtete Kosaken-Hetmanat als Vorläufer des eigenen Staates. Ab 1654 wurde das Hetmanat in das Reich der Zaren integriert, jedoch waren Russen und Ukrainer noch im 17. und 18. Jh. ebenbürtig, wie K. betont. Gebildete Ukrainer hatten bedeutenden Anteil an der Verwestlichung des ständisch geprägten Russlands. Die Gesamtperspektive ermöglicht es, prägende Aspekte der russisch-ukrainischen Beziehungen stärker herauszuarbeiten. Zentral ist in der Argumentation der Begriff der Asymmetrie, die sich ab Mitte des 18. Jh. zuungunsten der Ukrainer verschärfte. Die Ukrainer gelten allgemein als „verspätete“ bzw. „junge“ Nation. K. zeigt, dass dies auch auf die Russen zutrifft. Das Russländische Imperium und die Sowjetunion behinderten die Formierung einer russischen Nation (*russkaja nacija*), die als „all-russisch“ oder „dreieinig“ imaginiert wurde, was Ukrainer und Weißrussen mit einschloss. K. stellt im Weiteren die Russische und die Ukrainische Revolution 1917-1921 sowie die russisch-ukrainischen Beziehungen innerhalb der Sowjetunion dar. Die Ukrainische Sowjetrepublik bildete den Rahmen für die Nationsbildung der Ukrainer, die trotz der Säuberungen der 1930er Jahre und der Hungerkatastrophe 1932/33 (Holodomor) zu einer sozial vollständigen Nation wurden. K. betont, dass Russland und die Ukraine erst seit dem Ende der Sowjetunion Nationalstaaten seien. Russland sah die Ukrainer weiter als Teil einer umfassenden orthodoxen russischen Gemeinschaft (*russkij mir*) und erhob einen hegemonialen Anspruch auf den postsowjetischen Raum. Die Orange Revolution von 2004 und die Orientierung der Ukraine auf NATO und EU stießen in Russland auf heftigen Protest. Dem Autor zufolge lassen sich die Annexion der Krim und der Ausbruch des russisch-ukrainischen Krieges nur aus den Ereignissen seit Beginn der ukrainischen Revolution auf dem Euro-Maidan 2013/14 erklären, denn ein Erfolg der Revolution im Nachbarland hätte der eigenen Opposition als Vorbild dienen können: „Für Autokraten wie Putin hat die Erhaltung der eigenen Macht Priorität“ (S. 228). Angesichts des Krieges in der Ukraine stört die häufige Verwendung des Bruderbildes, das jedoch treffend und mit einer gewissen Distanz verwendet wird. K. hat eine kenntnisreiche und engagierte Darstellung zur Geschichte der russisch-ukrainischen Wechselbeziehungen verfasst. Sein Werk kann dazu beitragen, das häufig von russischen Sichtweisen dominierte Bild der Beziehungen dieser beiden Nationen und der Ukraine in der westlichen Öffentlichkeit und Politik zu korrigieren. Man kann dem Buch nur eine große Leserschaft wünschen.

Berlin

Torsten Wehrhahn

*Ondřej Han i č á k: Renesanční domy moravsko-slezského pomezí. Příspěvek k poznání typologie a formálních aspektů měšťanské obytné architektury 16. a 17. století. [Renaissancehäuser des mährisch-schlesischen Grenzgebiets. Beitrag zur Forschung über die Typologie und formale Aspekte bürgerlicher Wohnarchitektur.] Slezské zemské muzeum. Opava 2015. 279 S., Ill., zahlr. graf. Darst. ISBN 978-80-87789-27-8. (€ 13,-) – Im Fokus dieser Monografie stehen erhalten gebliebene städtische Bürgerhäuser der Renaissance im schlesisch-mährischen Grenzgebiet, die bis etwa 1620 entstanden sind. Ondřej Han i č á k untersucht vor allem die Bauwerke der herzoglichen Residenzorte Troppau und Jägerndorf und der Königstadt Freudenthal, in denen sich schon im Mittelalter eine rege Bautätigkeit entfaltet hatte. Im Laufe des 16. Jh. seien die Holzbauten aus vielfältigen Gründen durch Steinbauten ersetzt worden (S. 11), und diese Tendenz habe bis zum Anfang des Dreißigjährigen Krieges andauert. Allerdings zitiert H. z. B. aus einer Quelle über Jägerndorf um 1625: „Die Privathäuser aber sind noch mehrtheils hölzern“ (S. 160). Dort waren die Häuser in der untersuchten Zeit selten aus Stein gebaut. Die Publikation zielt ab auf eine bis jetzt fehlende komparative Gesamtdarstellung der Genese und der Bautypologie des Bürgerhauses in dieser Kulturregion. In der Literatur- und Quellenanalyse weist der Autor auf die kaum editierten und wenig ertragreichen Quellen hin. Er untersucht nicht nur die architektonisch bedeutenden Bürgerhäuser, sondern auch rein utilitär ausgerichtete städtische Familienwohnhäuser. Ausgehend von den mittelalterlichen Strukturen der Parzellierung und Fortifikation wird die Verwandlung des spätmittelalterlichen in ein moderneres Bürgerhauses verfolgt. Es wird auf die spezifischen Funktionsansprüche an das Bürgerhaus und deren Auswirkung auf die Gestaltung und Baustruktur auch im wirtschaftlichen Zusammenhang eingegangen. Dazu gehört z. B. dessen Verknüpfung mit dem Ausschankrecht. H. klassifiziert in*

mehreren Kapiteln die einzelnen Baukonstruktionen und listet jeweils Beispiele und Vergleiche aus der Region und dem nahen Ausland auf. Dabei ist die Handelsdiele – das sog. Maßhaus (Flurhalle, Hauptraum mit Ausschank, S. 84) – das alles bestimmende Bauelement, dessen gegenseitige Konfiguration mit den übrigen Räumen dann weitere Gestaltungsmöglichkeiten bot. In der bedeutendsten Stadt der untersuchten Region, Troppau, ist der Doppeltrakt mit Maßhaus und einem quadratischen Laden, dem ein tunnelförmiger Raum folgt, typisch. Anspruchsvoller gestaltete Bürgerhäuser, vor allem beim Stuck und Gewölbe, erlauben eine weitere Stilanalyse. Beim Troppauer Stucktypus bekräftigt der Vf. einen Zusammenhang mit dem italienischen Baumeister Antonio Horell (S. 181). Insgesamt ist eine starke Verwurzelung der gesamten Bauproduktion in der Lokaltradition bemerkbar und zum Teil bei den architektonischen Formlösungen noch in der vergangenen Epoche der Gotik verankert. Allerdings hat sich noch nicht herausfinden lassen, ob dieser Historismus gewollt gewesen ist oder sich eher aus einer gewissen Beharrlichkeit ergeben hat (S. 184). Die Arbeit klärt einige Themen im Zusammenhang mit der Baugeschichte der Bürgerhäuser, wirft aber auch neue Fragen auf, für deren Beantwortung ein weiteres Quellenstudium notwendig ist. Die Bauuntersuchungen der Bürgerhäuser erbringen neue Erkenntnisse für die Analyse späterer Bauetappen der Objekte. Bei allen Kapiteln wird allerdings zu sehr auf historische Einzelheiten eingegangen, die nicht direkt mit der Architektur der Bürgerhäuser zu tun haben. Ein Verzeichnis der besprochenen Bürgerhäuser im Anhang wäre wünschenswert gewesen und hätte die Orientierung im Text erleichtert. Auch hätten mehr Abbildungen zu den einzelnen Kapiteln zum besseren Verständnis beigetragen.

München

Jana Niedermaier

*Mythen.* Hrsg. von Andrzej Kaluza und Julia Röttjer. (Jahrbuch Polen, Bd. 29.) Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2018. 230 S., Ill., Tab., Kt. ISBN 978-3-447-10966-6. (€ 15,-) – Das Thema „Mythen und Erinnerungen“ hat in letzter Zeit, nicht zuletzt wegen zahlreicher Krisen auf politischer Ebene, immer mehr an Bedeutung gewonnen. Die Regale mit Büchern über Mythen, oft im europäischen Vergleich, dürften inzwischen ziemlich vollgestellt sein. Mit dem Jahrbuch Polen 2018 haben sich das Deutsche Polen-Institut und die Hrsg. Andrzej Kaluza und Julia Röttjer vorgenommen, einige zeitgenössische und historische Mythen Polens darzustellen, welche die gegenwärtige Politik, Gesellschaft, Kunst und Kultur bestimmen oder zumindest beeinflussen. Die einzelnen Beiträge zeigen, dass Mythen einerseits Stärke, andererseits aber auch Leid thematisieren können. Vorgestellt werden sowohl gut bekannte Mythen wie der „Piłsudski-Mythos“, der „Warschauer Aufstand“ oder die „Kresy“ als auch Ereignisse, aus denen Mythen geschaffen wurden. Dazu zählen die „Solidarność“, der „Runde Tisch“, der Sieg über den Kommunismus, die Oktoberrevolution 1956, der „Smolensk-Mythos“ und der „Antipolonismus“ in den polnisch-jüdischen Beziehungen. Insgesamt dominiert im Jahrbuch der Tenor, dass Mythen von einschlägig talentierten politischen Führern instrumentalisiert würden. Ulrich Schmid schildert, wie ausgeprägt der Piłsudski-Mythos in der patriotischen Kultur Polens des 20. Jh. gewesen sei und dass er heute ein Vorbild für den PiS-Vorsitzenden Jarosław Kaczyński darstelle. Oft dienen Mythen der Betonung des Märtyrertums, aus dem sich die Einzigartigkeit polnischer Traditionen ergeben soll. Cezary Michalski zeigt das am Beispiel des Flugzeugabsturzes in Smolensk. Dieses Unglück habe nicht einfach nur der tragischste Verkehrsunfall in der polnischen Geschichte bleiben dürfen, sondern habe zu einem Anschlag mit undurchsichtigem Hintergrund ausgebaut und in die polnische Märtyrer-Tradition eingereiht werden müssen. Michalski stellt fest: „Der Umgang mit dem Trauma der Smolensk-Katastrophe entzweit die polnische Gesellschaft bis heute nachhaltig“ (S. 19). Die Autoren gehen sehr kritisch mit polnischen Mythen um. Die von der polnischen Innenpolitik genutzten Mythen erwiesen sich als „größte Quelle der Instabilität“ (S. 21) und hätten die Errungenschaften der Transformation bedroht, anstatt sie zu festigen. Michalski urteilt, dass die Nachteile für die Gesellschaft und die Position Polens in Europa weit größer seien als die Vorteile einer aufgrund dieser Mythen gestärkten Zentralmacht. Die Autoren schildern auch, wie Mythen an Bedeutung verlieren oder gewinnen können – je nachdem, ob sie zu aktuellen politischen Ereignissen passen oder nicht. So ist für die regierende PiS-Partei das Aufstands-Jahr 1956 im Vergleich zu den neuen Mythen, insbesondere dem Smolensk-Narrativ, uninteressant geworden, wie Jerzy Kochanowski in seinem Beitrag zeigt. Das Jahrbuch bietet eine interessante Sichtweise auf das



Thema „Mythen“ und deren Bedeutung im heutigen Polen. Die meisten Beiträge sind kritisch, und man kann sie leicht als ein Plädoyer für eine Dekonstruktion von Mythen interpretieren. Das Jahrbuch kann ausländischen Beobachterinnen und Beobachtern helfen, diese Mythen zu ergründen, ihre Triftigkeit zu prüfen und sie in den polnischen Kontext einzuordnen.

Sønderborg

Katarzyna Stokłosa

*Relinde Meiwes: Klosterleben in bewegten Zeiten. Die Geschichte der ermländischen Katharinenwestern (1914-1962). Ferdinand Schöningh. Paderborn 2016. 258 S., Ill. ISBN 978-3-506-78486-5. (€ 29,90.)* – Relinde Meiwes, freiberufliche Historikerin aus Berlin, hat bereits ein Buch über die Geschichte der Katharinenwestern im „langen“ 19. Jh. (1772-1914) publiziert<sup>1</sup>. Das vorliegende, fünf Jahre später veröffentlichte Werk, ist eine Fortsetzung der Geschichte der Kongregation der Schwestern von der hl. Katharina im „kurzen“ – oder besser gesagt – „sehr kurzen“ 20. Jh. Wie die Autorin zu Recht betont, bildet die Zeit zwischen dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs und dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine „Phase des gemeinschaftlichen Frauenlebens [...] die heute [...] als vormodern und wenig zeitgemäß beschrieben wird“ (S. 9), brachten doch die 1960er Jahre eine gravierende Wende im religiösen, kulturellen und sittlichen Leben der westlichen Gesellschaften. Das Buch besteht aus sieben Kapiteln, die chronologisch die einzelnen Etappen der Entwicklung und Wandlung der Kongregation darstellen. Im ersten Kapitel wird die Situation der Katharinenwestern vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs ausführlich präsentiert. Basierend auf ihren früheren Publikationen, schildert M. die Entwicklung der im 16. Jh. in Ermland gegründeten Kongregation, die im 19. Jh. eine Wende erlebte. Die Katharinenwestern, die bis in die zweite Hälfte des 19. Jh. hauptsächlich in Ostpreußen wirkten, erweiterten nach dem Kulturkampf ihren Wirkungskreis. Sie gründeten Niederlassungen im Ausland, besonders in Brasilien und Großbritannien, wo sie sowohl in der Krankenpflege als auch in Erziehung und Bildung tätig waren. Die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs werden im zweiten Kapitel skizziert. Der Kontakt mit den brasilianischen Schwestern wurde unterbrochen, die Schwestern in England mussten ihre Aktivitäten im „Feindesland“ einstellen. Besonders betroffen waren jedoch die ostpreußischen Niederlassungen, die nicht nur Reservelazarette einrichten mussten, sondern auch die vor den einrückenden russischen Truppen Fliehenden aufgenommen haben. Doch der weitere Ausbau der Kongregation wurde durch die Kriegsereignisse keineswegs beeinträchtigt, in der Weimarer Republik erlebte sie eine Blütezeit. Neue Niederlassungen wurden gegründet, die Schwestern boten immer mehr professionalisierte und spezialisierte Dienstleistungen. In spektakulärer Weise hat die katholische Kongregation ihre Anwesenheit im protestantisch geprägten Berlin betont, indem sie dort das moderne St. Gertrauden-Krankenhaus errichtete. Die brasilianische und die litauische Provinz wurden in die einheitliche Organisation der Kongregation integriert, die führende Stellung der Generaloberin in Braunsberg (Braniewo) blieb dabei unangetastet. Auch unter der NS-Herrschaft hat sich die Kongregation weiterhin gut entwickelt, trotz des Drucks der Gestapo. 1938 eröffneten die Schwestern sogar eine neue Niederlassung in England. Erst während des Zweiten Weltkriegs veränderte sich die Situation durch den Dienst der Schwestern in den Lazaretten, die Ermordung eines Teils ihrer Patienten im Rahmen der „Euthanasie“ sowie einzelne Verhaftungen. Eine gravierende Wende brachte erst das Jahr 1945. Wegen der Flucht und Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus Ostpreußen verlagerte sich der Schwerpunkt der Kongregation aus Ermland nach Westdeutschland. Der internationale Charakter des Ordens wurde jedoch bewahrt, indem der Sitz der Kongregationsleitung 1953 nach Grottaferatta bei Rom verlegt wurde. In Ermland wurde eine neue, polnische Provinz gegründet, welche die deutschen und polnischen Schwestern in einem gemeinsamen Unternehmen verband – ein Umstand, der M. zufolge besonders gewürdigt werden sollte. Die Kongregation hat sich im Laufe der Zeit zu einer transnationalen katholischen Institution gewandelt, doch der einigende Faktor blieb das Leben und Wirken der ermländischen Ordensgründerin Regina Protmann. Nach jahrzehntelangen Bemühungen wurde diese deutsche Frau von dem „polnischen Papst“ Johannes Paul II. 1999 in War-

<sup>1</sup> RELINDE MEIWES: Von Ostpreußen in die Welt. Die Geschichte der ermländischen Katharinenwestern (1772-1914), Paderborn 2011.

schau seliggesprochen. Die Studie beruht auf einer breiten Quellenbasis. Die Entwicklung der Frauenkongregation wird sowohl aus politischer als auch aus sozialgeschichtlicher Perspektive dargestellt und gedeutet. Stärker als in ihrem Buch von 2011 zum 19. Jh. betont M. die sozialen Umstände, welche die jungen Frauen zum Eintritt in die Kongregation bewegten, auch die interkonfessionelle Rivalität bei der Gründung neuer Niederlassungen wird stärker hervorgehoben. Trotz alledem betont die Vf. weiterhin ihre Hauptthese, dass die spirituellen bzw. religiösen Faktoren für die Entwicklung der Kongregation wichtiger gewesen seien als die sozialen Umstände.

Zielona Góra

Olgiard Kiec

*Michał Głowiński: Schwarze Jahreszeiten. Meine Kindheit im besetzten Polen. Theiss Verlag. Darmstadt 2018. 272 S. ISBN 978-3-8062-3663-7. (€ 24,95.)* – Zwanzig Jahre nach der polnischen Erstausgabe ist nun (endlich) in der Übersetzung von Peter Oliver Loew und mit einem Nachwort von Anna Artwińska versehen auch eine deutsche Ausgabe der Erinnerungen des bekannten polnischen Literaturwissenschaftlers Michał Głowiński an seine „Kindheit im besetzten Polen“ erschienen. G. ist in Polen eine feste Größe; seine Erinnerungsprosa fand dort viele Leserinnen und Leser. Hierzulande war bislang mit Ausnahme seines Buches „Eine Madeleine aus Schwarzbrot“ kaum ein Werk von ihm verfügbar. 1934 bei Warschau geboren, wuchs er in einer assimilierten jüdischen Familie auf. Mit der deutschen Besatzung traf sie die volle Wucht der Verfolgungspolitik. Zunächst musste sie im Getto Pruszków leben, bis viele Provinzgettos der Region aufgelöst und die Bewohner in das Warschauer Getto deportiert wurden. Die Neuankömmlinge hatten dort besonders unter den schwierigen Lebensverhältnissen zu leiden. Wie viele andere suchte auch G.s Familie nach der wochenlangen Deportationsaktion im Sommer 1942, als rund 200 000 Juden aus Warschau in das Vernichtungslager Treblinka deportiert worden waren, nach Möglichkeiten des Überlebens außerhalb der Gettomauern. Im Januar 1943 floh die Familie aus dem Getto und lebten mit falschen Papieren in der Stadt. Nach einiger Zeit wurde sie auseinandergerissen – der Vater kam zur Zwangsarbeit nach Deutschland, und die Mutter brachte den jungen Michał in einem Kloster in Ostpolen unter, wo er die deutsche Besatzung überlebte. G. legt dies in Erinnerungsfragmenten, in der Schilderung einzelner Ereignisse und Eindrücke in Form erzählerischer Miniaturen frei, die sich nicht zu einem geradlinigen und bruchlosen Erinnerungs-narrativ fügen. Im Vorwort spricht er von „Blitzlichtern einer Erinnerung, die nicht die gesamten Vorkommnisse umfasst“ (S. 9). Er macht Unsicherheiten des Gedächtnisses und Lücken sichtbar; Reflexionen hierüber sind Teil des Textes. So entsteht ein nachhaltig beeindruckendes Buch, in dem neben vielen fast schon vertrauten Szenen aus dem Gettoleben und der schwierigen Existenz unter Verleugnung der eigenen Identität auch Fachleute neue bzw. andere Einblicke erhalten. Mitunter sind es gerade die Dinge, die er nicht erzählen kann, die er nicht erfahren hat, die davon zeugen, was es heißt, als jüdischer Junge entscheidende Jahre seiner Kindheit unter deutscher Besatzung verlebt zu haben: „Vor einigen Jahren wurde ich gebeten, für eine renommierte Krakauer Literaturzeitschrift über die Bücher zu schreiben, die ich in der Kindheit gelesen habe. Ich lehnte ab, da ich mich in den meisten Fällen nicht mit den Büchern selbst hätte beschäftigen können, sondern nur damit, aus welchen Gründen ich sie nicht gelesen hatte, was natürlich im Widerspruch zum Konzept der Artikelreihe gestanden hätte“ (S. 187). In gewisser Weise liefert das vorliegende Buch eben diese Gründe. Es liefert sie auf beeindruckende Weise, denn G. entwickelt einen neuen, fast einzigartigen Ton. Er schafft es, mit dem Blick des Jungen, gepaart mit der Erfahrung, fast möchte man sagen: Weisheit, des betagten Gelehrten, aus der zeitlichen Distanz von mehreren Jahrzehnten auf seine Erfahrungen im Holocaust, ihre Erinnerung und ihre Folgen im späteren Leben zu schauen und dies zu einem bedeutenden Werk der Holocaustliteratur zu verweben. Es ist der seltene Glücksfall eines Literaturhistorikers, der selbst große Literatur zu schaffen vermag.

Gießen

Markus Roth

*Marci Shore: The Ukrainian Night. An Intimate History of Revolution. Yale University Press. New Haven – London 2017. XXIII, 290 S., Kt. ISBN 978-0-300-21868-8. (\$ 26,-) –* Fünf Jahre nach dem Umbruch, der in der Ukraine als „Euromaidan“ oder „Revolution der Würde“ bezeichnet wird, schreitet die Historisierung der Ereignisse in Kiew voran. Einen wichtigen Beitrag leistet die amerikanische Historikerin Marci Shore, die für ihr Buch über das Jahr 2013/14 zahlreiche Akteure interviewt und diese Collage nun veröffentlicht hat. Sh. schreibt keine Geschichte der Revolution im strengen Sinne; ihre Darstellung ist zwar chronologisch gegliedert; es ist aber nicht ihr Ziel, einen systematischen Überblick oder eine stringente Interpretation zu bieten. Vielmehr geht es der Vf. darum, subjektive Eindrücke von Revolution und Krieg aufzuzeichnen und vorzustellen. Die Protagonisten ihrer fragmentierten Erzählung sind insbesondere junge Intellektuelle und Aktivisten, die durch den revolutionären Aufbruch in Kiew die post-sowjetische Normalität hinter sich lassen und sich plötzlich mit einer existenziellen politischen Auseinandersetzung konfrontiert sehen. Die Akteure, die in Gesprächen ihre Erlebnisse schildern, erzählen von ihrem Ausbruch aus dem Alltag und der sich formierenden Gemeinschaft auf dem Maidan, die sich zunächst politisch, aber zunehmend auch durch die gewaltsame Auseinandersetzung mit der Polizei definiert. Sh. gelingt es, die Revolution als Geschehen zu veranschaulichen. Sie nimmt auch diejenigen mit auf die Straßen von Kiew, die im Winter vor fünf Jahren weder vor Ort noch per Livestream dabei waren. Ihr Buch erklärt, wie verschiedene politische und ethnische Gruppen im Widerstand gegen das Regime zusammenfanden und für einige Wochen eine Einheit entstand, die nach der Revolution wieder verschwand. Auf den Sieg des „Euromaidan“ folgte im Frühjahr 2014 die Annexion der Krim durch Russland und die militärische Intervention Moskaus im Donbas. Im zweiten Teil des Buches dokumentiert die Vf., was der „russische Frühling“ für die Bewohner der östlichen Ukraine bedeutete und wie der Krieg im Donbas begann. Wiederum liegt ihr Fokus nicht auf den professionellen Soldaten und Milizen, sondern auf den ukrainischen Bürgern, die sich gezwungen sahen, die Ukraine gegen die russische Intervention zu verteidigen. Wiederum erfahren wir, wie der Verlust von Staatlichkeit und der Ausbruch militärischer Gewalt den Alltag zu dominieren begannen. Auch hier gelingt es, Einblicke in die Erfahrung des Krieges zu geben, die über das militärische Geschehen hinausgehen. Sh. ist – wie in ihren früheren Büchern – eine Chronistin der Subjektivität. Dank ihrer Recherchen lernen wir zahlreiche Ukrainerinnen und Ukrainer kennen und beginnen zu verstehen, wie die politische Krise des Landes ihr Leben veränderte. Durch Sh. verstehen wir außerdem, wie existenziell der Ausbruch aus dem Zynismus und der Tristesse des post-sowjetischen Daseins sein konnte, welche Hoffnungen die Revolution weckte und welche Herausforderungen der politische Kampf und die Gewalt mit sich brachten. Die Vf. hat den Bürgerinnen und Bürgern eine Stimme gegeben, die an eine gerechtere Ukraine glauben, und hat ihre Aussagen historisch kontextualisiert und thematisch geordnet. So entsteht beim Lesen ein ukrainisches Panorama, das weit über die Grenzen Kiews hinaus von Bedeutung für die Geschichte der postkommunistischen Umbrüche in der Region ist.

Berlin – Potsdam

Jan C. Behrends